

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1935

6 (18.3.1935)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe

Hans Friedrich Blunck:

Den Völkern der Erde.

Wenn ihr wohl glaubt, die Feuer sei'n erstorben,
Weil unsre Nacht so dunkel ist und brach,
Weil wir im Haß vertan, was wir erworben, —
Uns schweigt das Wort und brennt doch tief vor Tag.

Fremde, die Freiheit, die wir träumend führen,
Gilt allem Volk, auch uns. Das Morgenrot,
In dem wir an der Welt Gefühlen rühren,
Ist stark wie Friede; stärker unsre Not.

Wir suchten Brüder. Unsres Blutes Hämmern
Ruft ohne Antwort ruhlos durch die Nacht.
Prüft euer Wort. — Schicksale, die uns Dämmern
Sich heben, sind von Blinden angefaßt. (1920.)

Entnommen aus Hans Fr. Blunck: „Deutsche Schicksalsgedichte“, Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

Versailles und das neue Wehrgesetz.

Von Paul Schmitthener.

In wenigen Tagen jährt sich wieder jener verhängnisvolle Junitag, an dem vor 16 Jahren die deutsche Nationalversammlung das Ultimatum des Versailler Diktates angenommen hat. Damals wurden begütigende Stimmen laut, die sich dahin aussprachen, es werde nicht so heiß gegessen wie es gekocht sei, die menschliche Vernunft werde von selber wieder das Schlimmste zurechtrücken. Das deutsche Volk erhielt 15 Jahre Zeit, um die Unwahrheit dieses leichtfertigen Irrglaubens zu erkennen. Gerade das Gegenteil trat ein. Das Versailler Diktat wirkte sich im Leben furchtbarer aus, als es dem Wort und der Vorstellung entsprach. Dies traf ganz besonders zu für seine wehrpolitischen Bestimmungen. Die Sieger des Weltkrieges gedachten das Deutsche Reich durch den Frieden für alle Zeiten zu zerstören. Zu diesem Zweck mußten vor allem das deutsche Heer und die deutsche Wehrhaftigkeit vernichtet werden. Die Wehr, die das verkrüppelte Weimarer Reich noch unterhalten durfte, sollte nach Zahl und Art der Angriffskraft und durch das Verbot der allgemeinen Wehrpflicht der Verteidigungsmöglichkeit beraubt werden. Dies mußte die völlige deutsche Wehrlosigkeit bewirken. Das Kernstück des Diktats war die Abschaffung der Wehrpflicht. Das ewige Recht jedes freien, die Heimat mit der Waffe zu verteidigen, wurde dem deutschen Mann geraubt. Zum einzigen Mal in seiner Geschichte wurde dem deutschen Volk solche Schmach auferlegt. Es war ein Sturz in den tiefsten Abgrund der Entehrung. Ferner bestimmte man, daß niemand innerhalb der deutschen Grenzen, der nicht zur Reichswehr gehörte, sich mit militärischen Dingen beschäftigen oder gar im Gebrauch der Waffen ausbilden durfte. Alle Mobilisierungsvorbereitungen wurden untersagt. An Stelle der allgemeinen Wehrpflicht trat ein langdienendes Söldnerheer, das zu Land auf 100 000 Mann, zur See auf 15 000 Mann beschränkt wurde. Gliederung und Stärke des Heeres, Art und Zahl seiner Einheiten, Ausstattung und Ausrüstung wurden bis ins Kleinste vorgeschrieben. Alle neuzeitlichen Kampfmittel, insbesondere Flugzeuge, Tanks, schwere Artillerie, jede Vorratsreserve, wurden verboten, selbst die Flugabwehr und die Ausrüstung mit Gasmasken untersagt. Im Westen wurde eine Zone bis 50 km östlich des Rheins entmilitarisiert. Dort durfte weder eine deutsche Garnison errichtet werden, noch eine deutsche Truppe einmarschieren, noch sich aufhalten. Die Festungen und besetzten Plätze im Westen mußten geschleift werden. Die alten Ostfestungen, soweit sie überhaupt noch zu Deutschland gehörten, hatten auf artilleristische Armierung zu ver-

zichten. Der Generalstab wurde abgeschafft. Die militärischen Schulen außer vier Waffenschulen mußten ihre Tore schließen. Kein Deutscher durfte im Auslande Kriegsdienste tun. Die gewaltigen Waffenbestände des eigenen Heeres wurden vernichtet. Diese Entwaffnungsbestimmungen, von denen hier nur ein Teil in Erinnerung gebracht wurde, fanden bei den Vertretern des deutschen Volkes eine völlig falsche Auslegung. Die damaligen deutschen „Machthaber“ verkannten die tödliche Gefahr der wehrpolitischen Entmannung und sahen in ihr, dumm-ehrlichen Geizes, den Anfang der allgemeinen Abrüstung. Denn dieser sollte ja nach der Bestimmung des Versailler Diktates die deutsche Abrüstung vorausgehen. So stimmte die deutsche Vertretung von allen Bedingungen gerade der Wehrlosmachung zu. In pazifistischer Verblendung befangen, ahnte sie nicht, daß man damit die Grundlagen eines geordneten und starken Staatswesens zerschlug und die Voraussetzungen schuf für wirtschaftlichen Niedergang, innere Zerrissenheit, parteipolitische Zügellosigkeit und äußere Ohnmacht. Die Folge war die Zeit tiefster deutscher Erniedrigung, dies um so mehr, als sich mit der äußeren Wehrlosigkeit die innere seelische Entmannung verband. Wir waren wehr- und ehrlos, umringt von wehrhaften Völkern, die jederzeit über 10 Millionen ausgebildete Soldaten gegen uns marschieren lassen konnten, in Heeren organisiert, gegen deren technische Vollkommenheit unsere Reichswehr das reinste Kinderspielzeug war. Wir konnten jederzeit von allen Seiten her in der ganzen Weite und Breite des Reichsgebiets von fliegerischen Schwärmen überfallen werden, ohne in der Lage zu sein, uns auch nur im geringsten dagegen verteidigen zu können. Wir waren ein Volk ohne Grenzen, ohne Wehr und Waffen, ohne wehrhafte Gesinnung und wurden so zum politischen Spielball der anderen. Man muß jene heute gottlob überwundenen furchtbaren Zustände ins Gedächtnis zurückrufen, um die befreiende Tat des 16. März 1935 in ihrer gewaltigen Größe begreifen zu können: Der Führer hat dem deutschen Volk an diesem Tage die allgemeine Wehrpflicht wiedergeschenkt und die wehrpolitischen Fesseln des Versailler Vertrages zerrissen. Deutschland hat die Wehrhoheit wiedererlangt. Es ist die entscheidende Tat der Befreiung. Auf unserer Seite steht dabei das ewige göttliche Recht, das in den Sternen hängt, aber auch das Recht der Menschen und der Völker. Denn keiner der Partner des Versailler Zwangsdiktates erfüllte die feierlich übernommene Verpflichtung der Abrüstung. Alle blieben bis an die Fahne bewaffnet und gaben durch die-

sen Rechtsbruch dem deutschen Volk das Recht zurück, nach 15 lebensgefährlichen Jahren des Wartens und Bangens die nötigen Maßregeln für seine Verteidigung endlich durchzuführen. Das Entscheidende am 16. März ist die Gesinnung dieser Befreiungstat. Sie ist nicht geboren aus Haß, Revanche-Lust oder Kriegswillen, sondern aus dem edelsten Friedensgeiste. Der Deutsche hat sich das Schwert wieder umgegürtet, aber er streckt zugleich seine Hand zum Frieden allen Völkern und gerade auch Frankreich entgegen. Wir wollen keinen Krieg und werden niemanden bedrohen und angreifen. Aber wer uns angreift, greift künftig in Stacheln und Dornen hinein, und ein Zentimeter diesseits der Reichsgrenze beginnt der leidenschaftliche deutsche Verteidigungskampf. Nur dazu sind wir zu den Waffen zurückgekehrt. Denn unser sozialistischer Nationalismus lehnt den Imperialismus ab und beschränkt sich edel und weise auf das eigene Volk und seinen Raum. So ist die Tat des 16. März zugleich eine entscheidende Friedenstag. Denn sie räumt den dauernden Anreiz zum Kriege beiseite, den das waffen- und wehrlose Deutschland hervorrief, und zugleich wird sie zu dem Prediger des Friedens in aller Welt.

Daß der Führer die Tat vollbringen konnte, war nicht Zufall oder Willkür. Sie wuchs vielmehr als organische Frucht aus seiner bisherigen Lebensarbeit hervor. Schon lange bevor Adolf Hitler Kanzler und Führer unseres Volkes wurde, war er der große Volkserzieher und Staatengründer, der mitten im Elend der Weimarer Zeit das Dritte Reich organisatorisch und seelisch erschuf. Wie die Machtübernahme am 30. Januar 1933 nur der äußere Durchbruch einer längst vollbrachten organisatorischen Schöpfung war, so war auch die befreiende Tat vom 16. März nur der Siegel, den die Geschichte selber auf ein längst vollbrachtes Geschehen drückte: Die seelische Wiedergeburt unserer Nation. Die innere Geschlossenheit des im Nationalsozialismus geeinten deutschen Volkes steht hinter der Tat des Führers und verleiht ihr das entscheidende Gewicht, vor dessen weltgeschichtlicher Wucht jeder rechtlose Widerspruch versank. Man wird an die Zeiten von 1871 erinnert. Wie damals Bismarck durch die Gründung des Zweiten Reiches den bisher machtlosen mitteleuropäischen deutschen Raum mit neuer Macht erfüllte und diese nur für die Zwecke des allgemeinen Friedens nutzte, so beginnt sich auch heute der bisher wieder ausgeschaltete Lebensraum des deutschen Volkes in neuer Straffung seines Wertes und seines Schwergewichts zu entsinnen und sich würdig und stark einzusetzen für den Frieden der Welt.

Zu der Tat vom 16. März hat sich inzwischen das Wehrgesetz vom 21. Mai gesellt. Die außenpolitische Wirkung erfuhr dadurch ihre innerpolitische Ergänzung. Wenn wir Deutschen im Dritten Reich uns zur Wehrform unserer Väter zurückwenden, so darf diese Rückkehr nicht reaktionäre Nachbildung, sie muß vielmehr nationalsozialistische Neuschöpfung sein. Von der allgemeinen Wehrpflicht der Vergangenheit muß das Unbrauchbare ausgemerzt, das Gute übernommen, durch die notwendigen nationalsozialistischen Zusätze ergänzt und vom nationalsozialistischen Geist durchdrungen werden. Dies ist der Sinn des neuen Wehrgesetzes. Zwei wehrpolitische

Hauptaufgaben waren dabei zu lösen. Einmal mußte das neue Gesetz die volle Verschmelzung von Volk, Staat und Wehr bringen und dann mußte es Wehrkraft und Wehrorganisation der Nation den Verhältnissen des totalen Krieges von heute anpassen. Beide Aufgaben sind voll gelöst worden. Die Verschmelzung von Volk, Staat und Wehr war schon vor mehr als einem Jahrhundert zur europäischen Aufgabe geworden. Doch sie konnte zunächst nur unvollkommen gelöst werden. Denn es war ein merkwürdiges Schicksal, daß die allgemeine Wehrpflicht, ein im Grunde rein sozialistischer Gedanke, sich zunächst mit einem liberalen Jahrhundert abzufinden hatte. So konnte sie überall in der Welt nur in liberalen Verunstaltungen auftreten. Selbst dort, wo sie, wie in Preußen und später im Deutschen Reich, noch am reinsten verwirklicht wurde, mußte sie Trübungen mancher Art mit in Kauf nehmen: Die ungleiche Art der Heranziehung zum Wehrdienst, die schematische Auslosung, das Einjährig-Freiwilligen-System, das Besitz- und Bildungsvorrecht des Reserveoffizierstandes, der gesellschaftliche Abschluß des aktiven Offizierkorps. Erst im sozialistischen Dritten Reich ist die Möglichkeit geschaffen, auf alle Trübungen zu verzichten und Volk, Wehr und Staat in reinsten Prägung zu verschmelzen. So kennt das neue Gesetz keine Sonderrechte, Ausnahmen und Abschwächungen mehr. Es erfaßt das deutsche Volk als sozialistische Gemeinschaft und schafft für jeden Deutschen auch auf dem Gebiet des Führernachwuchses und der Führung die gleiche Pflicht und das gleiche Recht. Es scheidet die artfremden Staatsangehörigen aus. Denn das Wehrrecht ist für uns Ehrendienst am deutschen Volk und kann somit auch nur von deutschen Volksgenossen ausgeübt werden. Die Wehrpflicht hat im neuen Gesetz die höchst denkbare Sittlichkeit gewonnen. Auch die andere Hauptaufgabe ist in gleicher Weise erfüllt. Den Forderungen des modernen Krieges ist voll Rechnung getragen. Jeder deutsche Mann ist ohne Altersbegrenzung an sich wehrpflichtig. Jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau sind für die Zeit des Krieges zur Dienstleistung für das Vaterland verpflichtet. Damit ist gewährleistet, daß im Falle der Landesverteidigung das ganze Volk auf allen Gebieten des Lebens in den Dienst der Abwehr tritt. Dies stellt die Durchführung des militärischen und wirtschaftlichen Kampfes sicher. Die Führung der Wehrmacht ist aufs schärfste vereinheitlicht, indem die drei Wehrmachtteile, Heer, Marine und Luftwaffe, jeder unter einem General, dem Reichskriegsminister als Oberbefehlshaber unterstellt sind. Hierdurch ist der einheitliche Einsatz der gesamten Wehrmacht sichergestellt. Auf eine lange Ausbildungszeit ist verzichtet worden. Die nur einjährige Dienstzeit erlaubt es, möglichst allen tauglichen Männern die Segnungen der soldatischen Ausbildung zuteil werden zu lassen. Zugleich ist die Möglichkeit längerer Dienstzeit geschaffen. Das deutsche Volk wird auf Grund dieses Wehrgesetzes den Anforderungen des modernen Krieges bei der Landesverteidigung gewachsen sein.

Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß es in den Geist des Wehrgesetzes fest hineinwächst. Kanonen, Tanks und Flieger sind wertlos, wenn nicht Männer hinter ihnen stehen. Das schönste Wehrgesetz ist zwecklos,

wenn nicht ein gläubiges Volk sich mit wehrhaftem Geist erfüllt. Die Zeit des wehr- und ehrlosen Weimarer Staates ist vorbei. Wir blicken darauf zurück wie auf einen bösen Traum. Der Führer hat unser Volk seelisch gewandelt und ihm Ehr und Wehr wieder geschenkt. Die Wehrmacht ist der Waffenträger und die soldatische Erziehungsschule des deutschen Volkes. Dieses selbst aber muß, unbeschadet dieser Schule, an seiner seelischen Wehrhaftigkeit mit allen Kräften auch selber weiterarbeiten. Denn wenn wir einmal zur Landesverteidigung aufgerufen werden sollten, dann wird der seelische Krieg eine entscheidende Rolle spielen. Wie Ludendorff schreibt: „Die Kraft der Kriegführung ruht in der Seimat, die Kraftäußerung liegt

an der feindlichen Front.“ Die eigene Front aber wird nie siegreich sein können, wenn nicht die Seimat seelisch unantastbar bleibt. Daher sind die seelische Unanfälligkeit gegen Hetze, Verführung und Verrat und die unlösbare seelische Verwachsenheit mit dem Wehrgedanken die Voraussetzungen jeder siegreichen Landesverteidigung. Sie müssen, ausstrahlend von der soldatischen Schule der Wehrmacht, im Volke durch das Volk selbst gestärkt und immer neu geschaffen werden. Unser Volk muß in seiner Lage mitten in Europa friedlich, aber auch heroisch sein. Dies ist die gemeinsame Aufgabe der soldatischen Schule der Wehrmacht und der politisch-seelischen Erziehung durch die nationalsozialistische Weltanschauung.

Hermann Kampell

Weltanschauung und Erziehung.

Der Vortrag des Reichspressechefs Dr. Dietrich: „Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus“ in der Kölner Universität gibt auch uns Erziehern den gemeinsamen Boden, auf dem jeder deutsche Lehrer das Feld seiner Tätigkeit abstecken kann. Der Nationalsozialismus ist weltanschaulich und damit aus dem Wesen des deutschen Menschen begründet. Der deutsche Mensch ringt inniger und ernster als andere um seine Weltanschauung, eine Gesamtschau, von der aus er sein Handeln bestimmen kann. Das religiös-sittliche Gerichtetsein ist einer seiner Wesenszüge; ebenso stark ist sein Drang zum Forschen, das Faustische, das ewig Ungestillte. Daraus erklärt sich das tiefe Sehnen nach Seelenfrieden bis zum Welt Schmerz und der oft pessimistische Zug der Deutschen. Begreiflich, daß das deutsche Volk in schweren Zeiten seelischer Not und Ohnmacht Ausschau hielt nach Hilfe bei den Völkern, die in äußerem Glanz ein gesichertes Wissen zu haben schienen und es in stolzer Überhebung in die Welt riefen. Aber immer wieder waren es Steine für uns statt Brot, denn der Deutsche sucht die tiefste Erfüllung.

Wer die Einstellung anderer Völker zu den letzten Fragen betrachtet, erstaunt, wie leicht diese es meist haben. Franzosen überspringen in geistreichen Einfällen oder in Schlüssen, die uns oft frivol anmuten, Hindernisse, die deutschen Menschen schwerste Seelenqualen bringen. Andere Völker wieder beruhigen sich bei flachen und angenehmen Entscheidungen ihres nützlich gerichteten Verstandes. Den Deutschen brachten deren Lehren nicht Vertiefung und Kraft, sondern Schwäche, Verirrung und Ablenkung vom Wesen ihres Volkstums. Besonders deutlich wird das Anderssein in der Auswirkung der Aufklärung, auch hier scheiden sich die Geister. Voltaire als stärkster Vertreter der französischen Aufklärung griff mit scharfem

Verstand geistvoll alles an, was der Masse des französischen Volkes bis dahin heilig war, zersezte mit beißendem Spott die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und vor der Autorität, ohne erfüllt zu sein von einer eigenen Sendung, ohne Rinder eines Besseren sein zu wollen oder zu können. Er fand trotzdem große Gefolgschaft, der Weg der französischen Aufklärer aber führte zur Revolution mit der These von der Gleichheit aller. In England bekennt man sich zur Lehre vom Common sense, macht Kompromisse des Augenblicks, trifft Entscheidungen nach dem jeweiligen Erfahrungsstand und der Zweckmäßigkeit. Wie anders die deutschen Aufklärer. Lessing steht im schroffsten Gegensatz zu Voltaire durch seinen stark religiös-ethischen Charakter und seine überzeugungstreue, Friedrich der Große durch sein tiefes Verantwortungsbewußtsein und seine Hingabe.

Die gleichen Wesensunterschiede zeigen die Systeme der neueren Philosophie. Der wesentlich von französischen Philosophen vertretene Rationalismus läßt dem mathematisch-deduktiven Wesen des Franzosen gemäß als Erkenntnisquelle allein die Einsichten des klaren Verstandes gelten, sucht dann die zunächst übernommene Zerreißung der Welt in Geist und Materie dadurch aufzuheben, daß er durch Herantreten an die Dinge von außen her nur noch ihre Ausdehnung und Bewegung erfäßt und im Materialismus Lamettries, in der Entseelung und Entgottung der Welt endet. Den englischen Philosophen als Sensualisten sind die Erkenntniskräfte in den Sinnen gegeben; aus den Sinneseindrücken setzen sie die Erfahrungen zusammen, als Empiriker sind sie auch in religiösen Entscheidungen Praktiker. Der englische Deismus läßt die von Gott als bestmöglich geschaffene Welt lediglich nach den Naturgesetzen ablaufen. Beiden Völkern mangelt es zumeist an der Tiefe des deutschen Gemütes. Die deutsche Philosophie wendet sich aber mehr und mehr von der Aufklärung zu religiösen Betrachtungen,

¹ Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1935.

gelangt zum deutschen Idealismus, zum geistigen Prinzip in der Welt, und doch bleibt immer noch ein Unbefriedigtsein des Herzens. Es rettet sich von der Systematik in hohem Flug zur religiös-sittlichen Gesamtschau der Welt, zum Gotteserlebnis. Die Erhabenheit der Gesinnung dieser deutschen Kün-der erfasst uns deutsche Erzieher, nicht das Dogma ihrer Systeme. Kant sieht in der Begrenztheit der reinen Verstandeserkenntnisse die Notwendigkeit und Gewis-sheit unserer inneren Stimme den ewigen Forderungen gegenüber begründet. Hier bricht die deutsche Seele durch.

Wie unsere germanischen Vorväter ihre Gottesverehrung nicht in Glaubenssätze und äußere Bilder klei-deten, sondern an heiligen Naturstätten in innerer Schau unmittelbar erlebten, erleben auch unsere tiefsten Kün-der deutscher Art ihren Gott im inneren Ver-senken in die Geheimnisse der Welt. Diese Blickrich-tung haben die deutschen Mystiker, Meister Eckehard und Martin Luther, ihnen sind Mensch und Natur der lebendige Beweis eines wirkenden Gottes. So er-lebt auch der Weltweise Goethe das ewig Göttliche, so die Romantik mit ihrer ahndevollen Naturerkenntnis, dem Einssein mit Gott. Wie ergreift uns ihr tief frommes Verbundensein von Mensch zu Mensch, ihre weihevollen Einstellung zur Gemeinschaft, zum Staat, zum Ewigen. Deutscher Erzieher, hier liegen die starken Wurzeln der Kraft unseres Volkes, die Kraft all seiner großen Kün-der. Auf diesem Boden erwächst das völkische Staatsbewusstsein Fichtes, Arndts und der Freiheitskämpfer, auf ihm gründet sich der nation-alsozialistische Staat mit seiner deutschen Ethik.

Die Sehnsucht der deutschen Seele wird gestillt durch Hingabe an die Gemeinschaft. Der alternde Faust, Goethe selbst und Friedrich der Große stehen vor uns. Wir vernehmen die Kün-der vom völkischen Staate und ihren Glauben an die deutsche Volkwerdung, die heute zur Wirklichkeit wird. Auch Schiller ist uns heute nahe wie die Freiheitskämpfer. Das ist der Boden, aus dem auch wir Erzieher unsere Kraft des Wollens und des Handelns ziehen. Der deutsche Er-zieher muß diese Grundlagen des nationalsozialistischen Staates, wie sie Dr. Dietrich aufzeigt, zutiefst in sich lebendig werden lassen, um die Seele der deutschen Jugend erwecken und durchglühen zu können. Wir kennen die Kün-der, wir erkennen den Führer, der unser Volk zur Erfüllung seiner Sehnsucht führt. Wenn Arndt schrieb: Wir ringen um die Wieder-erschaffung eines deutschen Volkes, wenn Fichte von der Volksgemeinschaft, aufgebaut auf völkischer We-sensart, sprach und seine Ideen vom geschlossenen Handelsstaat entwickelte, sehen wir ihr Wunschbild eines autoritären Staates mit dem großen Führer in Wahrheit vor uns erstehen. Der nationalsozialistische Staat ist kein Verstandesgemächte, sondern wuchs und wächst aus deutscher Art zum organischen Staat, wie auch die deutsche Weltkenntnis die des organischen Weltgeschehens ist. Goethes Erdgeist sitzt am sausen-den Webstuhl der Zeit und wirkt der Gottheit leben-diges Kleid. Und Schillers Wort: Ein großes Leben-diges ist die Natur, und alles ist Frucht und alles ist Same, gilt auch für die Volkwerdung.

Die deutsche Staatsauffassung ist anders als die an-derer Völker. Der deutsche Volksstaat ist keine Zusam-

menballung einer beliebigen Zahl von Menschen auf der Grundlage von Verträgen oder wirtschaftlichen Interessen. Und eine von einem fremden Volk über-nommene Staatsform mußte deshalb, da sie nicht organisch im Volke gewachsen war, immer wieder zu-sammenbrechen und das Volk politisch schwächen. Wie verhängnisvoll für unser Volk und verderblich war die Annahme der materialistischen Lehre, erdacht von Menschen einer fremden Art, das bloße Zählenwollen von Menschen und die Lehre ihrer Gleichheit und Gleichwertigkeit.

Selbst die heutige Naturwissenschaft, der man oft die Schuld an der Ausbreitung materialistischen Denkens zuschieben möchte, weiß von der Einmaligkeit und Eigenart der Dinge, weiß vom Organischen der Natur, wenn sie auch zur Erlangung von exaktem Einzel-wissen auf Messen und Wägen angewiesen ist. Die Naturerkenntnis unserer großen Naturwissenschaftler, die intuitive Schau Goethes sollte uns anders belehren. Gerade der naturwissenschaftliche Unterricht kann im Hinführen zu letzten Fragen die Grenzen unserer Ver-standeserkenntnis zeigen, wird die Ehrfurcht vor den großen Geheimnissen der Natur wecken und läßt davor die deutsche Seele in ihren Tiefen erschauern. Das selbstlose Ringen großer Forscher mit gestellten Auf-gaben zum Segen der Menschen, des eigenen Volkes aber zeigt der deutschen Jugend heldische Lebenshal-tung, denn heldische Art ist Opfermut, Selbstlosigkeit und Hingabe an eine Idee, für eine Gemeinschaft, für sein Volk. Auch wird der Jugend klar, daß die Ver-einigung von Stoffen nicht bloß eine Summierung ihrer Eigenschaften ist, sondern ein neues, ein orga-nisches Gebilde, eine völlig andersgeartete Einheit. So ist auch der Mensch nicht eine bloße Anhäufung von Zellen oder die bloße Summierung der Eigen-schaften aller Zellen, sondern eine organische Einheit mit neuen, völlig andersartigen, übergeordneten Fähig-keiten und Eigenschaften, eine geschlossene Persönlich-keit mit geistiger Freiheit und Wesenheit. Könnten nicht auch unser Sein, die Mannigfaltigkeit und Viel-heit der Umwelt Teile einer unerkennbaren und doch geahnten Einheit von unendlich anderer, übernatür-licher, erhabener Wesenheit sein?

Zum mindesten ist die Volksgemeinschaft keine bloße Summe von Menschen, sondern ein organisches Gan-zes, ein Volkskörper. Ist nicht jeder in seinem Volke verflochten, jetzt und von alters her? Wohl kann man eine Zelle aus dem menschlichen Körper herausnehmen. Während aber der Mensch fortbesteht, geht die los-gelöste Zelle zugrunde. So auch kann der Einzelmensch aus der Gemeinschaft herausgenommen werden. Der Staat bleibt, der losgelöste Einzelmensch ohne jede Verflochtenheit mit seinem Volke ist undenkbar. Und wie fremde Einzelzellen in eigensüchtigem Wachstum den menschlichen Körper zerstören, dürfen im Volks-staat nicht Volksfremde mit fremden Veranlagungen sich ausbreiten und die Gemeinschaft auseinanderreißen. Wie die Zelle im Körper muß der einzelne Volksgenosse sich dienend einordnen. Gemeinschaftszerstörend war die liberalistische Einstellung für unser Volk. Und was hätte ein Karl Marx in seinem materialistischen Denken mit der Zahl der deutschen Arbeiter des Nach-friedsdeutschlands gemacht? Als Schreckbild taucht

uns das Geschick des russischen Volkes auf unter dem Terror fremder Menschen. Denn immer wird in einem auf volksfremdem Denken aufgebauten Staat das Volk unter die Macht von Volksfremden kommen. Deutschlands Verfassung von 1919 ist Warnung genug. Und doch können wir von anderen Völkern die Erziehung der Jugend und des Volkes zu Vaterlandsliebe und völkischem Denken lernen. Wenn Japan auch nicht in allem Vorbild ist, in dem rücksichtslosen, bedingungslosen Nationalempfinden kann es das sein. Wir wollen zwar nicht so weit gehen, daß Funkgeräte nur für Empfang eigener Sender gebaut und gehalten werden dürfen. Aber das soll uns zu denken geben, daß der Japaner erst in Verbindung mit anderen Völkern tritt, wenn er zu glühender Vaterlandsliebe erzogen ist, daß der einzelne sich nichts gilt, nur im Blick auf sein Volk lebt, daß er Vergehen aus dem weiten Kreis seiner Sippe gegen das Volk als eigenes Vergehen empfindet, oft bis zur Selbstvernichtung. Das erklärt uns den Opfermut, die Einsatzbereitschaft und Stosskraft des japanischen Volkes. Auch die katholische Kirche fordert, daß ein Katholik erst völlig gefestigt sein muß, ehe er ungefährdet mit anderen Anschauungen bekannt werden darf. So sollte die Erziehung unserer Jugend aufgebaut werden, daß sie mit dem Wesen fremder Völker erst dann bekannt wird, wenn sie in ihrem völkischen Denken völlig gefestigt ist, wenn eine glühende Vaterlandsliebe begründet ist auf der Erkenntnis vom tiefsten Wesen der deutschen Seele. Alle Erzieher, welche Schulart und welches Fach sie vertreten, müssen diese deutsche Art wecken, müssen zeigen, daß aus dem Urgrund des eigenen Wesens allein die Kraft zu schöpferischer Arbeit kommen kann, die für unser Volk wertvoll ist. So weckte Herder einst den jungen Goethe in Straßburg zu seinem volkhafsten Schöpfen. Die Werke unserer großen Dichter und Denker und auch die deutscheste Bewegung, die Romantik, konnten unser Volk nur so weit erfassen, als sie aus der deutschen Volks- und Rassenseele bildeten und kündeten. Wie wirkungslos waren für unser Volk, im großen gesehen, all die Renaissancen und Nachahmungen fremder Schöpfungen. Wie gefährlich und entartend ist die Anschauung, man lerne sein Volk am besten über den Weg eines anderen Volkes kennen. Dazu muß man erst sein eigenes Volk gründlich in seinem Wesen erkannt haben. Zuerst müssen wir Erzieher unsere Jugend mit dem ganzen Bewußtsein von der Sendung unseres Volkes und mit dem Stolz auf die großen deutschen Rinder erfüllen. Die erhabene Gesinnung dieser heldischen Menschen muß im Herzen der Jugend auflockern; die Jugend muß zur tiefen Verehrung der edlen Schöpfungen der großen

Deutschen und zur Bewunderung der gewaltigen Heldenkraft des deutschen Volkes geführt werden. Jeder Deutsche muß in inniger Liebe zu seinen heldischen Menschen von Siegfried und Gudrun bis zu unseren opferbereiten Kämpfern stehen. Deutscher Erzieher, erkenne die Kraft dieses Bodens. Hat nicht Goethe in Euphorion, dem Sohn des deutschen Ritters und der Griechin Helena, dessen Unnatur und Wurzellosigkeit gezeigt; nicht zu reden vom Homunkulus, dem Glasmännchen?

Willst du andere entflammen, mußt du selbst durchglüht sein. Hier ist der Boden der Erziehergemeinschaft. Aufgabe des NSLB. muß es sein, diese Gemeinschaft zu schaffen und zu bewahren, fichtes Glauben an die deutsche Sendung in den Erziehern und damit im Volke lebendig werden zu lassen und zu erhalten. Schulungslager, fern vom Alltag, der Familie, der Berufsgebundenheit und der Enge der Umgebung, müssen dieser Jungbrunnen sein, aus dem der Erzieher sich immer wieder erquickend und bereichern kann. Es geht heute nicht mehr um Lehrmethoden und bloße Stoffvermittlung, sondern um Bildung des deutschen Menschen in nationalsozialistischem Lebens- und Gedankengut. Deshalb muß der Lehrer aus übervollem Herzen seiner Jugend auch einmal etwas sagen, was er nachher nicht abfragen kann, was aber in den jungen Herzen weiterglimmt, später einmal lebendig wird und zu neuer Blut aufleuchtet. Unterschätzt die Jugend nicht! Wer kennt als Vater nicht die Überraschung unerwarteter Einsichten seiner Buben, die, gefragt, antworten: „Das hat uns der Lehrer X. früher einmal erzählt.“ Deutscher Erzieher, sei Rinder deutschen Wesens, in der Kette des deutschen Volkes ein starkes Glied, so daß sie von Ahne zu Enkel weiterreicht! Handle und erziehe die Jugend dahin, daß der einzige Sinn des Erdenseins die fromme Hingabe und die restlos dienende Einordnung in den Volkskörper ist! Sage der Jugend mit Arndt: „Denke immer, du bist Soldat und sollst solches vortragen im Leben!“ In Erfüllung dieser Aufgabe wird die Jugend im Lehrer nicht mehr den ihrer Art entfremdeten, bloßen Wissensvermittler sehen, sondern den volksverbundenen Erwecker dankbar ehren. Die deutsche Schule muß eine lebenspendende Volksschule durch alle Schularten sein, und neue schöpferische Leistungen sollen durch sie aus dem Volke erstehen. Ein Wort aus dem Vortrag Dr. Dietrichs soll Wegweiser sein: „Der Nationalsozialismus neigt nicht zu abstraktem, trockenem Denken. Seine volksverbundene Weltanschauung wird die Wissenschaft wieder dem flutenden Leben und die unendliche Fülle des Lebens wieder der Wissenschaft erschließen.“

Ein Volk ist ein Mittel zu den Zwecken Gottes auf Erden.

Moeller van den Bruck.

Auslanddeutschtum und Nationalsozialismus.

Von Karl Klingensfuß.

Als ich vor längerer Zeit zum erstenmal mit dem Erziehungsphilosophen Ernst Krieck in Verbindung trat, da geschah es, um einmal die Frage des Auslanddeutschtums, das Schicksal der Deutschen in der Ferne zur Diskussion zu stellen und von diesem Gesichtspunkte her die Einstellung zu gewissen Grundfragen des staatlichen Denkens, im besonderen die des Verhältnisses zwischen Staat und Kultur entschlossen zu überprüfen. Wurden doch im vergangenen Weimarer Staat auch diese Fragen des Auslandsvolkstums von einzelnen interessierten Gruppen mißbraucht, um daraus Sonderwünsche gegenüber dem Staate herzuweisen und ihm seine wichtigsten Rechte streitig zu machen. Demgegenüber mußte festgestellt werden, daß gerade die Gegebenheiten des Auslanddeutschtums dazu zwingen, über alle Gegensätzlichkeiten hinweg im Volkstum die einigende Kraft und Grundlage einer deutschen Kulturidee zu finden, und daß weiterhin die Lebensvoraussetzungen des Auslanddeutschtums keine Handhabe bieten, das Streben nach Verwirklichung höchster Kultur- und Erziehungsideale im deutschen Staatsdenken auch nur im geringsten zu schmälern. Im Gegenteil: das Schicksal des Auslanddeutschtums ist schlechthin abhängig von der Größe und der sittlichen Kraft der Idee, aus der heraus das ganze deutsche Volk lebt und sich auch seine Zukunft im deutschen Staate baut.

Der Auslanddeutsche selbst ist sich in den meisten Fällen dieser fundamentalen Tatsache immer bewußt gewesen; vor die raue Wirklichkeit seines Daseinskampfes gestellt hat er gelernt, großzügig und klar zu denken. Er hat ja auch gespürt, was es heißt, Angehöriger eines mächtigen oder eines in sich zerfallenen und verachteten Volkes zu sein. Gewiß hat die gemeinsame äußere Not nach dem Weltkriege das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit lebendiger werden lassen. Aber erst als der Nationalsozialismus im Reiche sich durchsetzte und der Führer das gewaltige Werk des Neubaus in Angriff nahm, wurde man inne, was Volkwerdung bedeutet. Die Auslanddeutschen, auch wenn sie den Geschehnissen fern gestanden, mußten von ihnen zutiefst erschüttert und ergriffen werden. Sie spürten, daß es jetzt um die höchsten und heiligsten Güter des deutschen Volkes ging, sie spürten: hier wird unser Schicksal entschieden.

Wer in diesen Jahren öfter unter den Deutschen im Ausland weilte, dem wurde dieser Unterschied gegenüber früher in seltener Deutlichkeit klar. Man sollte deswegen auch nicht so leicht hin sprechen, wie es mit einem landläufigen Schlagwort gerne geschieht, daß der Verlust des Krieges zugleich den Gewinn des Erlebens unseres Volkstums bedeutete. Dieses Erleben war mehr ein Erleiden. Ob nun einer diese Leidensbereitschaft um des Volkes willen auf sich nahm oder nicht, ob er sich freudig zur Volksgemeinschaft der Betroffenen bekannte oder sich zu drücken versuchte —

er war mitbetroffen und mußte das Los der Unterlegenen teilen. Gewiß hat sich daraus eine gegenseitige Hilfsbereitschaft entwickelt, gewiß ließ gleiches Schicksal die einzelnen Glieder näher aneinander rücken, gewiß gab es auch Ansätze, die unzerstörbaren Kräfte im Volkstum zu sammeln und — gestützt auf die kampferprobten Außenposten — aus dieser Leidverbundenheit etwas Positives herauszuholen. Aber es mußten Ansätze bleiben, da der Weimarer Staat ein Bild des Verfalls darbot, vor dem die Auslanddeutschen mit heißem Herzen, aber voll bitterer Enttäuschung standen, da es falsch war, in eine oft aufgeweichte Ideologie der Volksverbundenheit zu flüchten, wo der höchste politische Gestaltungswille fehlte. Das Erleben der Volksgemeinschaft hat erst die deutsche Revolution Adolf Hitlers geschaffen. Sie erst hat das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu einem Willen umgeformt, hat der Volksgemeinschaft Idee und Aufgabe gegeben und mit ihrer hinreißenden Kraft durch die Weckung des Selbstbewußtseins und die Stärkung des Selbstbehauptungswillens in kurzer Zeit mehr für die Sicherung des Volkstums getan, als alle Betreuungsarbeit das vermöchte. Es geht jetzt, wie ein Auslanddeutscher schreibt, „nicht um eine Schicksalsgemeinschaft, bei der deutsches Geschick überall gleich erlebt und empfunden wird. Es handelt sich auch um eine gemeinsame Mission, die unter Druck und Not, im harten Daseinskampf die deutsche Gesamteristenz in der Welt auf ewige Gründe stellt.“ Das Wunder dieser großen Hinwendung zu einer Mission erleben wir heute draußen in der klaren Erkenntnis der Aufgabe ebenso wie im gläubigen Vertrauen, in der schlichten Treue und der freudigen Einsatzbereitschaft.

So mannigfaltig die Daseinsformen des Auslanddeutschtums sich unter den verschiedensten sozialen Bedingungen und Lebensvoraussetzungen aller Teile und Länder der Welt darbieten, so eindeutig war dieser Vorgang. So umfangreich und schwierig war aber auch die Aufgabe, vor die sich die Nationalsozialisten unter den Auslanddeutschen gestellt sahen. Fand doch der Tag der Machtergreifung an vielen Plätzen im Ausland unter den Reichsdeutschen bereits organisierte Gruppen der Partei vor, die sich seit dem Jahr 1930 da und dort gebildet hatten und deren Arbeit durch die am 1. Mai 1931 genehmigte Auslands-Abteilung der NSDAP. in Hamburg zusammengefaßt und geleitet wurde. Sie hatten in der Zeit des Aufstiegs der Bewegung draußen in unendlich mühseliger und aufopfernder Kleinarbeit den Boden bereitet, während die Welt und mit ihr das Auslanddeutschtum noch in ein dichtes Lügengewebe über Adolf Hitler und seine Bewegung eingesponnen war. Man macht sich schwer ein Bild davon, was es für einen Auslanddeutschen unter diesen ungünstigsten aller Voraussetzungen bedeutete, nicht irre zu werden und an seinem Glauben festzuhalten. Noch manches Mal empfinden wir das heute,

wenn wir uns an ereignisreichen Tagen inmitten deutscher Volksgenossen im Ausland aufhalten und bange auf die Nachrichten aus der Heimat warten, die in das Gestripp der gefärbten Meldungen wieder Licht und Freude bringen. So hart und mühselig aber auch diese Aufbau- und Aufklärungsarbeit gewesen ist, so stolz und fest begründet steht heute die Auslands-Organisation der Partei. An fast allen Plätzen der Welt, wo Deutsche leben, wurden nach und nach Stützpunkte und Ortsgruppen gegründet, deren Zahl Anfang 1935 rund 500 betrug. Und wie im Deutschen Reich die Partei die Trägerin des Staatsgedankens und die Verkörperung nationalsozialistischen Wollens ist, so ist sie draußen in der ganzen Welt die Trägerin auslanddeutschen Lebens und das Bindeglied zwischen dem Reich und den Auslandsdeutschen. Unter diesem Primat hat die gesamte vielverzweigte Auslandsarbeit eine klare Linie gefunden; und diese Linie ist notwendig im Hinblick auf die Disziplinierung dieser Arbeit und die besonderen Aufgaben, die heute den Auslandsdeutschen als den Mittelern zwischen dem deutschen Volke und anderen Völkern in der Welt gestellt sind. Der Auslandsdeutsche weiß, daß es heute darauf ankommt, der Welt die Einheitlichkeit der deutschen nationalsozialistischen Weltanschauung und die Geschlossenheit eines deutschen Wollens zu zeigen, genau so wie er weiß, daß diese Weltanschauung ureigenster Ausdruck deutschen Wesens ist, und daß diese Tatsache ihm jede Einmischung in die politische Willensbildung fremder Völker aufs strengste verbietet.

So mancher, der heute in Deutschland müde ist und lau und nörgelnd, weil er nur an sich denkt und weil ihm die richtige Liebe fehlt für das Ganze, müßte draußen beschämt stehen vor dem Bekennermut und der Opferfreudigkeit auslanddeutscher Volksgenossen, die dafür sorgen, daß seines Volkes und damit auch sein eigenes Ansehen in der Welt gewahrt und gestärkt wird. Mit welcher Selbstverständlichkeit haben die Wahlberechtigten unter diesen Auslandsdeutschen alle Möglichkeiten ausgenutzt, um durch Sonderfahrten ins Reich oder auf deutschen Schiffen in fernen Meeren ihrer Wahl- und Abstimmungspflicht zu genügen! Mit welcher Anhänglichkeit waren sie bemüht, für das große Werk der Winterhilfe des deutschen Volkes mitzuarbeiten und ihr Scherflein beizusteuern, das wir um so dankbarer entgegennehmen mußten, als es häufig aus sehr valutashwachen Ländern kommt und ein wirkliches Opfer bedeutet! Und will man den Wandel von Gesinnung und Gemeinschaftsleben in seiner unmittelbarsten Ausdrucksform auf sich wirken lassen, dann muß man diese Auslandsdeutschen bei den Feiertagen des deutschen Volkes sehen. Diese vereinen überall in der Welt das Deutschtum in einer Geschlossenheit, wie es früher überhaupt nie möglich gewesen ist. Wer noch an dieser Tatsache Zweifel hegt, der möge sich die Bilder vom 1. Mai 1935 zeigen lassen, wie er beispielsweise in Sao Paulo gefeiert wurde, wo gegen 25 000 brasilianische Deutsche zur Feier dieses Tages der deutschen Arbeit in einer überwältigenden Kundgebung zusammengeströmt waren! Das ist ein großes Beispiel; es gibt auch kleine, unbeachtete, die nicht minder ausdrucksvoll und ergreifend sind. So stieg ein Redner, der an einigen Orten der Schweiz und Südfrankreichs die Deutschen besuchte, am 1. Mai in die

Alpenberge hinauf, um in einem hochgelegenen Kurorte auch den Deutschen einen Gruß zu bringen, die dort in jahrelangem Siechtum einer langsamen Heilung entgegensehen. Er erfuhr, daß dort ein Blockwart an zwei Krücken den Dienst für die Partei versieht und bei seinen Wegen Höhenunterschiede von 400 Metern zu bewältigen hat.

Und er kam in eine Versammlung von Volksgenossen, von denen die meisten bettlägerig waren, in der ein jahrelang ans Bett gefesselter Mann von der Bahre aus unter der Hakenkreuzfahne und dem Bild des Führers trotz seiner Schmerzen freudig die Versammlung leitete. Und dem Redner versagten die Worte, weil er den Menschen, die ihm hier ein Beispiel von Treue vorlebten, nichts als den Dank der Heimat bieten konnte.

Die Bilder ließen sich beliebig vermehren. Mögen Orte und Umstände, unter denen alle diese Deutschen leben, noch so verschieden sein und fern von dem, was wir hier im Reich gewohnt sind und uns vorzustellen vermögen — eines ist immer gleich: die Begeisterung und die hingebende Arbeit, die dazu helfen sollen, Klassenunterschiede und Vereinsmeierei und Ständedünkel zu überwinden. Das ist da nicht leicht, wo es keine „autoritäre“ Durchsetzung gibt, wo der Schwung und der Rhythmus des täglichen Miterlebens der Ereignisse im Reich fehlt, wo alles auf den guten Willen, auf freiwilligen Gemeinschaftsgeist, auf Disziplin, Selbstverantwortung und Verpflichtungsgefühl dem Volksganzen gegenüber ankommt.

Dieser Aufgabe zu dienen, ist Ziel der Auslands-Organisation der NSDAP., die besonders darauf angewiesen ist, die Führereigenschaften im Auslandsdeutschtum auszubilden, wo alles auf Führertum ankommt und wo der Nationalsozialismus diese Führung in die Hand genommen hat. In der Zusammenfassung und Grundlegung aller auf dieses Ziel gerichteten Arbeiten hat sich die Auslands-Organisation — deren Leitung seit März 1935 in Berlin sitzt — einen Aufgabenbereich geschaffen, dessen Umfang weit bedeutender ist, als viele Volksgenossen im Reich es ahnen mögen. Einige kurze Hinweise mögen diese Arbeit andeuten: Acht Länderämter sind es, die dem Leiter der Auslands-Organisation für Aufbau und Entwicklung der ihnen anvertrauten Gebiete verantwortlich sind, und die alle Geschehnisse unter den Auslandsdeutschen zu verfolgen und mit den übrigen Aufgabengebieten in Verbindung zu bringen haben. Diese übrigen Aufgabengebiete erstrecken sich auf die Rechtsbetreuung der im Ausland lebenden Volksgenossen und die Durchsetzung deutscher Rechtsansprüche im Ausland sowie die Betreuung aller für die Gesetzgebung wichtigen Fragen, soweit sie sich aus den Erfahrungen und Bedürfnissen des Deutschtums im Ausland ergeben. Sie erstrecken sich weiter auf die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Auslandsdeutschen, die Belebung der deutschen Wirtschaft im Ausland und die Erweckung des Verständnisses für die nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung und die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der deutschen Exportwirtschaft. Sie umfassen die Führung der schaffenden Auslandsdeutschen nach den in Deutschland geltenden Grundsätzen unter Beachtung der durch die

Gesetzgebung fremder Länder gebotenen Grenzen, den Ausbau des sozialen Schutzes für die Auslandsdeutschen und die Beratung und Bereitstellung von Möglichkeiten, um berufliche Leistungsfähigkeit der Auslandsdeutschen nach deutschen Erkenntnissen und Unterlagen fortzubilden. Wichtig ist die Aufklärung der Auslandsdeutschen mit allen zur Verfügung stehenden technischen Mitteln über die Vorgänge im Reich, um sie wenigstens einigermaßen an dem Gesamtleben der Nation teilhaben zu lassen; wichtig ist die Vermittlung von Pressemitteilungen nach drinnen und draußen und die Versorgung der auslandsdeutschen, im besonderen der Parteipresse. Für Auslandsdeutsche, die unter dem Druck wirtschaftlicher oder anderer zeitbedingter Voraussetzungen ins Reich zurückwandern müssen, ist eine sorgsame Überwachung und Vermittlung notwendig. Enges Einvernehmen mit den Führern der deutschen Jugend, der deutschen Frauen und bestimmten Einrichtungen des Dritten Reiches, wie etwa dem Arbeitsdienst, ist notwendig, um die Auslandsdeutschen, soweit das unter den verschiedenen Voraussetzungen möglich ist, an der Entwicklung der Lebensfragen des deutschen Volkes teilnehmen zu lassen. Ferner ist die Auslandsorganisation Hoheitsträgerin der Partei für die gesamte deutsche Seeschifffahrt, innerhalb der auf den einzelnen Handelsschiffen die Parteigenossen in gegen tausend Ortsgruppen und Stützpunkten zusammengefaßt sind. Die Seeleute, die als persönliche Sendboten der Heimat auf unseren Auslandsdeutschen zusammenkommen, sind auf diese Weise in eine organische Verbindung mit den Auslandsgruppen gebracht. Eine vielgliederte Aufgabe fällt auch dem im steten Aufbau begriffenen Kulturamt der Auslandsorganisation zu, das die reiche Summe von Erfahrungen und Anregungen, welche das Auslandsdeutschtum zu bieten hat, zusammenfaßt und in den Dienst vermittelnder Arbeit zu allen auf kulturellem Gebiete wirkenden Kräften im Reich stellt:

Das Auslandsdeutschtum und sein neu heranwachsendes Führertum will alle die mächtigen Impulse, die heute aus dem Reich kommen, aufnehmen, will auslandsdeutsches Leben mit neuem Inhalt in neuen Formen füllen, will draußen lebendiger Zeuge dieses deutschen kulturellen Wollens sein und auch die geistigen Stützpunkte für die Weltgeltung des deutschen Volkes bilden, die dem kulturellen Austausch mit anderen Völkern und der gegenseitigen Befruchtung zu dienen bereit sind. Eine Menge vielfältiger Beziehungen gilt

es hier zu schaffen und auszunutzen und all die Grundlagen auszubauen, die notwendig sind, um das Auslandsdeutschtum in seiner Gesamtheit draußen zum kulturellen Willensträger des Dritten Reiches zu machen. Es liegt in der Linie dieser weitverzweigten Arbeit, wenn der Leiter des Kulturamtes der Auslandsorganisation zugleich der Leiter des Gaues Ausland des Nationalsozialistischen Lehrerbundes ist und damit die vielen im Ausland wirkenden reichsdeutschen Lehrkräfte sinngemäß in diese auf dem Gebiete der Volkstumserhaltung so wichtigen Arbeitsgebiete eingliedert.

So manches wäre über diese Arbeit und die vielen damit zusammenhängenden Aufgaben noch zu sagen. Wichtig ist es, daß jeder Volksgenosse und vor allem jeder, der zum Jugendbildner berufen ist, sich ein Bild vom deutschen Volkstum außerhalb des Reiches, seinen Leistungen und Aufgaben verschafft, daß jeder außerdem weiß, daß er — wie jeder Auslandsdeutsche — sobald er mit Auslandsdeutschen und Ausland in Berührung kommt, verantwortlicher Repräsentant des nationalsozialistisch geeinten deutschen Volkes ist. Auslandsarbeit und Arbeit unter unseren Volksgenossen im Ausland bedeutet in allen äußeren Formen Anpassung an die politischen Gegebenheiten. Sie bedeutet darüber hinaus die Selbstverständlichkeit der nationalsozialistischen Haltung, die sich der Auslandsdeutsche nicht mehr nehmen lassen und mit der er die Volksgemeinschaft aller Deutschen an seinem Plage verwirklichen und vertreten will. Mag es auch Millionen von Auslandsdeutschen geben, die unter politischem Druck oder unter besonderen politischen Voraussetzungen äußerlich an dieser Gemeinschaft nicht teilhaben können, so befeelt sie doch alle der unerschütterliche Glaube an die gemeinschaftsbildende Kraft des deutschen Volkstums, von der die nationalsozialistische Weltanschauung getragen ist. Es ist ein schönes Sinnbild, daß der Führer selbst und viele seiner bewährtesten Kampfgefährten aus dem weltweiten Erleben des deutschen Volkstums jenseits der Grenzen und seines leidgehärteten Schicksals herkommen. Und wenn wir davon sprechen, daß der Führer, zu dessen Gefolgschaft sich das deutsche Volk heimgefunden hat, nicht nur der Kanzler des Reiches, sondern auch der Führer aller Deutschen ist, so haben wir heute die Gewißheit, daß umgekehrt alle Deutschen, wo sie in der Welt auch leben mögen, mit voller Einsatzbereitschaft hinter diesem Führer bei ihrer Volksgemeinschaft stehen.

Aus der Bindung im eigenen Volkstum gewinnen wir den Sinn für die Hoheit und Würde des Volkstums auch der andern. Volkstum kennt keinen Verzicht auf Volkstum, kennt aber auch keine Vergewaltigung fremden Volkstums. In gegenseitiger Achtung unsrer Volkstumsarbeit sehen wir die Grundlage für den friedlichen Aufbau Europas...

Dr. Steinacher.

Protest gegen die litauische Gewaltherrschaft im deutschen Memelland.

Was wir wollen, ist Freiheit und Unabhängigkeit. Aus diesen Absichten heraus waren wir auch bereit, mit all unseren Nachbarstaaten Nichtangriffspakte abzuschließen.

Wenn wir davon Litauen ausnehmen, so geschieht dies nicht deshalb, weil wir dort einen Krieg wünschen, sondern weil wir nicht mit einem Staat politische Verträge eingehen können, der die primitivsten Gesetze des menschlichen Zusammenlebens mißachtet.

Es ist traurig genug, daß durch die zersplitterte Lagerung der europäischen Völker sich in manchen Fällen eine praktische Grenzziehung in den Nationalitäten entsprechenden Nationalgrenzen nur schwer verwirklichen läßt, oder daß durch gewisse Verträge auf die nationale Zusammengehörigkeit bewußt keine Rücksicht genommen wurde. Es ist dann aber erst recht nicht notwendig, daß man Menschen, die ohnehin schon von dem Unglück betroffen sind, von ihrem angestammten Volk weggerissen zu sein, außerdem noch quält und mißhandelt.

In einer großen internationalen Zeitung las ich vor wenigen Wochen die Bemerkung, daß Deutschland doch leicht auf das Memelgebiet Verzicht leisten könne,

es sei ohnehin schon groß genug. Dieser edle menschenfreundliche Skribent vergißt nur eines, daß 140 000 Menschen endlich ja auch ein eigenes Lebensrecht besitzen, daß es sich gar nicht darum handelt, ob Deutschland sie will oder nicht will, sondern darum, ob sie selbst Deutsche oder keine Deutschen sein möchten. Sie sind Deutsche.

Man hat sie durch einen nachträglich sanktionierten Überfall, der mitten im Frieden stattfand, vom Reiche weggerissen und zur Strafe dafür, daß sie nun dennoch am deutschen Volkstum hängen, werden sie verfolgt, gefoltert und auf das barbarischste mißhandelt. Was würde man wohl in England oder in Frankreich sagen, wenn ein solch trauriges Schicksal Angehörigen dieser Nationen zustößen würde?

Wenn das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Volke durch Menschen, die man gegen jedes Recht und Natur empfinden von einem solchen Volke weggerissen hat, als strafwürdiges Verbrechen gilt, dann heißt dies, daß man Menschen selbst das Recht bestreitet, das jedem Tier noch zugebilligt wird: Das Recht der Anhänglichkeit an den alten Herrn und die alte angeborene Gemeinschaft.

Aus der Reichstagsrede des Führers am 21. Mai 1935.

N. von Bubnoff Was ist Bolschewismus?

Vieles herrscht auch heute noch die oberflächliche und irrtümliche Ansicht, daß der Bolschewismus sich zum Marxismus so verhalte wie die Praxis zur Theorie, daß er eine Verwirklichung der marxistischen Lehre sei. Daß die Novemberrevolution 1917 in Rußland im Zeichen der marxistischen Doktrin erfolgte, ist freilich eine unbestreitbare Tatsache. Ihre treibende und bestimmende Kraft war der linksradikale Flügel der russischen sozialdemokratischen Partei, der sich unter Lenins Führung 1905 von der gemäßigten Richtung dieser Partei lostrennte, und dessen Anhänger den Namen Bolschewiki (Maximalisten) im Gegensatz zu den Menschewiki (Minimalisten) erhielten. Beide Fraktionen standen grundsätzlich auf marxistischem Boden und unterschieden sich voneinander nur durch ihre Auffassung der marxistischen Lehre und der zu befolgenden revolutionären Taktik. Daraus folgt aber noch nicht, daß der Bolschewismus als politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Wirklichkeit, die aus dem Novemberumsturz 1917 hervorgegangen ist und in ihrer Entfaltung bestimmte charakteristische Umrisse gewonnen hat, mit marxistischem Kommunismus zu identifizieren ist. Ohne Zweifel haben die bolschewistischen Parteiführer

die Verwirklichung eines solchen Kommunismus in Rußland angestrebt. Aber „die Revolution ging ihren eigenen Weg, den Weg der systematischen Verhöhnung und Vernichtung ihrer eigenen Führer und Ideologen“, und das Gebilde, welches sich schließlich herauskristallisierte, ist keineswegs jene kommunistische Gesellschaftsordnung, die Marx oder Lenin als Ziel vorschwebte. Wenn Marx sich die kommunistische Gesellschaft als Ergebnis eines Klassenkampfes dachte, der in einem Siege des Proletariats über die Bourgeoisie seinen Abschluß finden sollte, so fehlten in Rußland völlig die Voraussetzungen für eine solche Entwicklung. Denn in diesem ausgesprochenen Agrarstaate mit äußerst schwach entwickelter Industrie gab es weder eine Bourgeoisie noch ein Proletariat im eigentlichen Sinne dieser Worte. Die Hauptmasse der Bevölkerung Rußlands (über hundert Millionen) waren und sind Bauern. Schon auf Grund dieser einfachen Tatsache darf mit gutem Grunde angenommen werden, daß der Bolschewismus als Lebenswirklichkeit in Ruß-

¹ Worte eines ausgezeichneten Rußlandkenners: Fedor Stepun in seinem Buche „Das Antlitz Rußlands und das Gesicht der Revolution“.

land keinesfalls ein Kommunismus im marxistischen Sinne sein kann. Allerdings waren und sind die Bestrebungen der Sowjetmachthaber unentwegt darauf gerichtet, das Bauerntum zu proletarisieren, um auf diese Art künstlich das marxistische Fundament für den Kommunismus zu schaffen. Die gewaltigen Anstrengungen, die in Rußland in der Richtung der Industrialisierung der Landwirtschaft gemacht werden, haben eben diesen Hauptzweck. Aber diese Versuche haben bisher nicht zum Ziele geführt und werden nach menschlichem Ermessen auch ferner keinen dauerhaften Erfolg bringen. Das russische Bauerntum setzt der wirtschaftlichen und sozialen Politik der Sowjetregierung einen zwar nur passiven, aber nichtsdestoweniger wirksamen Widerstand entgegen. Die Mitwirkung der Bauern hat der bolschewistischen Revolution zum Dauersiege verholfen. In der richtigen Einsicht, daß er sich auf die Bauern stützen müsse und gegen sie nichts ausrichten könne, hat sich Lenin zunächst — entgegen den Prinzipien der marxistischen Doktrin — entschlossen, ihren Landhunger zu befriedigen und den Sowjetstaat als Arbeiter- und Bauernrepublik zu proklamieren. Sehr bald aber kam es zu dem unvermeidlichen Konflikt mit dem Bauerntum, der bis auf den heutigen Tag andauert und den Sowjetstaat in seinem inneren Bestande bedroht. Soviel ist jedenfalls gewiß: das bolschewistische Rußland von heute ist kein kommunistisches Gebilde marxistischer Prägung. Wer den Gang der Ereignisse in Rußland seit der Novemberrevolution 1917 unvoreingenommen und aufmerksam verfolgt, dem kann nicht entgehen, wie sich allmählich ein nationalbolschewistischer Kern aus der marxistischen Hülle herauschält. Für Trotzki (vielleicht auch für Lenin) war die russische Revolution nur eine Vorstufe zur proletarischen Weltrevolution und Mittel zu diesem Hauptzweck. Er war der Überzeugung, daß die kommunistische Gesellschaftsordnung nur durch eine proletarische Weltrevolution zur Herrschaft kommen und in ihrem Bestande gesichert werden könne. Allmählich verschiebt sich dann aber der Schwerpunkt für die Sowjetmachthaber auf den sozialistischen Ausbau Rußlands selbst, wenn auch das Ziel der proletarischen Weltrevolution nicht aufgegeben wird. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß der gegenwärtige Diktator Rußlands, Stalin, sich zur Ansicht von der „Möglichkeit des Sozialismus in einem Lande“ bekennt, d. h. also den Standpunkt vertritt, das sich ein sozialistischer Staat halten kann, auch wenn er von kapitalistischen Staaten umringt ist.

Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines Aufsatzes die gesamte komplizierte Lebenswirklichkeit des Bolschewismus erschöpfend zur Darstellung zu bringen. Hier kommt es mir hauptsächlich darauf an, in überzeugender Weise die These zu begründen, daß der Bolschewismus in seinem Wesenskern ein nationalrussisches Phänomen ist, welches aus der marxistischen Theorie nicht erklärt werden kann, sondern seine tiefsten Wurzeln im Wesen und Charakter des russischen Volkstums und in seiner geschichtlichen Entwicklung hat. Ich kann mich somit darauf beschränken, gewisse in der russischen Wesensart und im russischen Schicksal verankerte Grundzüge des Bolschewismus aufzuzeigen. S. Stepun hat in seinem oben zitierten Buche die Formfeindlichkeit als eine nationale Wesens-

eigentümlichkeit des russischen Menschen aufgezeigt, und er hat sie in einleuchtender Weise mit der Formlosigkeit der russischen Natur in Zusammenhang gebracht. Wie es in der einformig endlosen russischen Ebene keine scharfen Grenzen und Umrisse gibt, so fehlt auch im russischen Volkscharakter, der sich auf diesem Boden entfaltet hat, die Form als Kulturschöpferisches Prinzip und in Verbindung damit der entschlossene Wille zu Begrenzung, Ordnung und Gesetz. Die die russische Wesensart auszeichnende geistige Grundhaltung ist diejenige der religiösen Mystik, für welche die Gottheit das formlose und daher Unausprechliche ist und welche von dem Streben nach Auflösung aller Kulturformen erfüllt ist. In Rußlands geschichtlichem Werdegang brechen die das russische Volkstum erfüllenden anarchischen Triebe immer wieder hervor. In dieser Hinsicht ist schon die Legende von der russischen Staatsgründung ungemein charakteristisch. Sie berichtet, daß die im Gebiete des Dnjeprstromes in dauerndem Zwist miteinander lebenden russischen Volksstämme an skandinavische Fürsten eine Botschaft folgenden Inhalts senden: „Unser Land ist groß und reich, aber es ist keine Ordnung in ihm. Kommt also, um über uns zu herrschen“. Die politische Geschichte des russischen Mittelalters ist erfüllt von den Fehden der russischen Teilfürsten, welche das alte Rußland politisch schwächten und es schließlich die Beute der Mongolen werden ließen. Zwar zeigt die Moskauer Periode des staatlichen Aufbaus durch die unter dem Namen der „Sammler der russischen Erde“ bekannten Moskauer Fürsten beachtenswerte staatsbildende Kräfte im Russentum. Jedoch kommen Ende des 16. Jahrhunderts wieder anarchische Tendenzen zum Durchbruch und führen jene Zeit der politischen Wirren herbei, die nach dem Tode Boris Godunows einsetzt und erst 1613 mit der Thronbesteigung des ersten Romanows einen Abschluß findet. Auch in der weiteren historischen Entwicklung Rußlands flackert der Geist der Anarchie immer wieder auf. Schon unter der Regierung des zweiten Jaren aus der Romanow-Dynastie im 17. Jahrhundert wurde der Bestand des russischen Reiches durch den Aufstand des Räuberhauptmanns Stenka Rasin ernsthaft bedroht, und in der Regierungszeit Katharinas der Großen im 18. Jahrhundert flammte der gewaltige von Pugatschow entfachte und geleitete Aufbruch auf, zu dessen Niederwerfung die russische Staatsgewalt bedeutende Anstrengungen machen mußte. Der russische Sozialismus des 19. Jahrhunderts, der sich theoretisch im Anschluß an den französischen Sozialismus von Alexander Herzen und Belinski über Tschernyschewski und Pisarew bis zu Lawrow und Michailowski entwickelt und in der terroristischen Praxis der Attentate ausgewirkt hat, kann seinen unverkennbaren anarchistischen Einschlag nicht verleugnen. Auch im Bolschewismus, der sich theoretisch auf die marxistische Lehre gründet, lebt der Geist dieses Anarchismus fort, und er hat dem realen Verlauf des revolutionären Prozesses in Rußland seinen Stempel aufgeprägt. Wenn sich Lenin gerühmt hat, die einzig richtige und konsequente Auslegung des Marxismus gegeben und sie zum Leitstern seines revolutionären Handelns gemacht zu haben, so ist das ein Irrtum. Es handelt sich bei dieser Auslegung um eine in ihrer Primitivität ge-

radezu verblüffende gewaltjame Vereinfachung der sehr verwickelten und vielfach widerspruchsvollen marxistischen Theorie im Interesse eines gradlinigen, zielbewußten, praktischen Handelns. Lenins Persönlichkeit ist derjenigen Michael Bakunins in mancher Hinsicht wesensverwandt. Er hat sich dessen berühmten und berühmten Satz, daß die Lust an der Vernichtung eine schöpferische Lust sei, durchaus zu eigen gemacht. Wenn auch ihm — nach einer treffenden Formulierung Stepuns — der Rausch der Vernichtung und der Mut zur Gestaltung ein und dasselbe bedeutet, so wird man den anarchistischen Charakter einer solchen Einstellung schwerlich in Abrede stellen können. Bakunin, Tkatschow und Netchajew — das ist die eigentliche Ahnenreihe Lenins. Im Geiste dieser typisch russischen Revolutionäre hat Lenin die marxistische Theorie umgebogen und zurechtgestutzt.

Wenn wir uns hier den anarchistischen Einschlag im Bolschewismus zum Bewußtsein bringen, so dürfte in diesem Zusammenhang auch der Hinweis lehrreich sein, daß Leo Tolstoj (einer der markantesten Vertreter der nationalrussischen Wesensart) in gewissem, freilich streng zu bestimmendem Sinne als Vorläufer des Bolschewismus zu betrachten ist. Tolstoj's Forderung des „Nichtwiderstrebens“ und sein Prinzip, daß das Nicht-handeln, das rein passive Verhalten dem Handeln unbedingt vorzuziehen sei, steht natürlich im scharfen Gegensatz zum revolutionären Aktivismus der Bolschewisten. Aber Tolstoj's Pragmatismus in bezug auf Wissenschaft und Kunst, seine Überzeugung, daß beide nur insoweit Daseinsberechtigung haben, als sie unmittelbar praktischen Lebenszwecken dienen, und sein radikaler Bruch mit der Kulturüberlieferung, seine Geringschätzung aller geschichtlich gewachsenen Kulturformen sind bolschewistisch. Tolstoj's aufklärerischer Rationalismus, der sogar in der religiösen Sphäre nur das durch Vernunft fassbare und Begründbare gelten läßt und seine Sucht nach gewaltjamer Vereinfachung auf allen Gebieten sind Züge, die ihn Lenin als geistesverwandt erscheinen lassen. Dennoch wird man vielleicht Bedenken haben, Tolstoj als Vorläufer des Bolschewismus zu bezeichnen, da er — auch abgesehen von seiner soeben hervorgehobenen passiven Lebenshaltung — auch noch in einem anderen nicht minder scharfen Gegensatz zu diesem zu stehen scheint. Als religiöser Anarchist hat Tolstoj den Staat als solchen verneint, während dieser im Bolschewismus zum allesverschlingenden Leviathan geworden ist. Allein, wer diesen Einwand erhebt, ist daran zu erinnern, daß nur eine dünne Scheidewand die Anarchie von der Despotie trennt, und daß beide leicht ineinander umschlagen. In jedem anarchistischen Zustande liegen Keime zur Despotie, und in jeder Despotie schlummern anarchistische Kräfte. Der Bolschewismus als staatliches Gebilde ist aber kein auf gesetzlicher Ordnung ruhender Rechtsstaat, sondern eine Despotie. Dabei verdient ein bedeutsamer Umstand besondere Beachtung: die treibenden und führenden Persönlichkeiten im bolschewistischen Revolutionsprozeß waren größtenteils Nichtrussen, und an der Spitze des Sowjetstaates steht heute als unbeschränkter Diktator kein Russe, sondern der Georgier Stalin (Dschugaschwili). Zwar war Lenin (Uljanow) Großrusse. Aber ein Blick auf seine Gestalt und seine Gesichts-

züge genügt, um den starken mongolischen Rassenanschlag in seiner Persönlichkeit zu erkennen. In seinem rücksichtslosen Vorgehen vom Augenblick der Macht-ergreifung an erscheint er uns sozusagen als moderner Tschengis-Khan, der skrupellos und ohne mit der Wimper zu zucken über Hunderttausende von Menschenleben hinwegschreitet, um sein „kommunistisches Experiment“ durchzuführen.

Innerhalb der bolschewistischen Despotie wirken sich die anarchischen Tendenzen — gerade darin zeigt sich eine ausgesprochene Affinität zu Tolstoj — in der systematischen Zersetzung aller höheren Kulturformen aus. Die Geisteswissenschaften stehen völlig in Mißkredit. Recht und Moral sind in ihrem Eigenbestande aufgelöst und einer einseitig proletarischen Klassenpolitik untergeordnet. Sie bauen sich nicht auf unabhängigen fundamentalen Grundwerten auf, sondern sollen nur Ausdruck dessen sein, was dem Sowjetstaate nützlich ist. Die Kunst ist in ihrer freien Entfaltung gehemmt. Sie hat ihre im Geiste des schöpferischen Menschen ruhende Eigengesetzlichkeit verloren und wird in den Dienst der Förderung des proletarischen Klassenbewußtseins und einer politischen Beeinflussung der Massen in bestimmter Richtung hineingezwungen. Nicht einmal die Volkswirtschaft kann sich frei entwickeln in der Richtung auf das einzig sinnvolle Ziel einer Hebung des Volkswohlstandes, sondern wird in die Bahnen einer einseitigen Industrialisierung zum Zweck einer Proletarisierung der Landbevölkerung hineingezwungen. Nur die Technik (und die Naturwissenschaft als deren Voraussetzung) wird rückhaltlos anerkannt und gefördert. Sie ist geradezu zum Gözen in Sowjetrußland geworden. Aus einem Mittel zur Steigerung der Kultur ist sie zum Selbstzweck erhoben. Nicht mehr dient die Maschine dem Menschen, indem sie seinen Lebensstandard erhöht, sondern sie knechtet ihn. „Elektrifizierung“ und „Traktor“ als Symbol der Industrialisierung der Landwirtschaft — Schlagworte, an denen sich schon Lenin berauschte — sind zu Zauberformeln von magischer Wirkung im Sowjetstaate geworden. Diese Verherrlichung und maßlose Überschätzung der Technik ist ein weiterer Grundzug des Bolschewismus, in dem er sich mit der amerikanischen Geistesart innigst berührt. Vor allem aber versucht der Bolschewismus — und das ist vielleicht sein fundamentalster Wesenszug — die eigentliche Quelle der russischen Kultur zu verstopfen, indem er gegen das Christentum und die christliche Kirche einen Vernichtungskampf führt. Der Bolschewismus ist wesensmäßig atheistisch und antichristlich. In seinen Schriften hat Dostojewskij immer wieder den Sozialismus dem Atheismus gleichgesetzt. Für den Bolschewismus gilt diese Gleichsetzung uneingeschränkt. Wenn der Bolschewismus (wie ich ausgeführt habe) in bedingtem Sinne kulturfeindlich ist, so ist er im absoluten religionsfeindlich. Er ist bestrebt, die Religion als „Opium fürs Volk“ mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Verfolgung der Geistlichkeit, die teilweise Schließung und Zerstörung der Kirchen, ihre Verwandlung in Museen, die Zerstörung der Klöster, die Aufhebung der christlichen Feiertage, die Gottlosenpropaganda — das alles setzte unmittelbar nach dem Novemberumsturz 1917

ein. Der Kampf wäre noch viel rücksichtsloser geführt worden, wenn die Revolutionsführer nicht die Furcht gehabt hätten, im Bauerntum, auf das sie sich stützen mußten, eine Gärung zu erzeugen, die für die neue Staatsmacht bedrohlich werden konnte. Denn, obwohl die Popen bei den Dorfbewohnern nicht in hohem Ansehen standen, hielt und hält das Bauernvolk doch an den kirchlichen Bräuchen (Trauung, Taufe, kirchliches Begräbnis) fest. Es ist bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Rußland kaum möglich vorzusagen, ob der Bolschewismus als kämpferischer Atheismus sein Ziel der Ausmerzungen der Religion aus dem russischen Volksbewußtsein erreichen wird oder nicht. Bei der starken Absperrung Rußlands kann man sich in Westeuropa auch kein wirklich zutreffendes Bild von der Stimmung der Bauernschaft auf den Dörfern in dieser Hinsicht machen. Ich bin aber nicht geneigt, dem Bolschewismus bei seinen radikal antichristlichen Bestrebungen eine günstige Prognose zu stellen. Es ist nicht leicht, ein viel Jahrhunderte altes Erbe, aus dem die gesamte russische Geisteskultur hervorgegangen ist, in kurzer Zeit auszulöschen.

Dostojewskij hat für den Sozialismus noch eine andere Formel geprägt, in dem er ihn als Aufhebung der Freiheit im Interesse der Gleichheit charakterisierte. Auch diese Formel trifft auf den Bolschewismus angewandt den Nagel auf den Kopf. Und zwar wird hier die angestrebte Gleichheit erreicht durch bewußte künstliche Herabdrückung der Lebenshaltung des Einzelnen auf den denkbar tiefsten wirtschaftlichen Stand, indem alles, was wirtschaftlich stark, lebendig und schöpferisch ist, planmäßig erstickt wird. Die Herabdrückung des wirtschaftlichen Niveaus, der „Sozialismus der Armut“, führt zu einer öden sozialen Nivellierung und zur Senkung des Kultur-niveaus. Die in den sozialen Spannungen enthaltenen Antriebe zur Kultursteigerung verschwinden und mit ihnen die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Kulturformen und -stufen. Wie es nach dem sogenannten Entropiesatz der Thermodynamik durch die allmähliche Umsetzung der Bewegung in Wärme und deren gleichmäßige Verteilung in einem geschlossenen Weltsystem zu einem allgemeinen „Wärmetod“ kommen muß, so führt die Aufhebung aller sozialen Spannungen unvermeidlich

zu einem Stillstand des Kulturprozesses und somit zum Kulturtod. Auch diese im bolschewistischen Nivellierungsbestreben liegende Tendenz hat Dostojewskij in dichterischer Schau vorweggenommen, wenn er den Wortführer des gleichmacherischen Sozialismus in seinem Roman „Die Dämonen“, Peter Werchowenski sagen läßt: „Wir werden das Genie schon in der Wiege auslöschen.“ Bolschewistisch ist der Haß zum Kulturschöpferischen genialen Menschen. Denn dieser trägt das göttliche Gesetz in seiner Brust, er weist den Menschen neue noch unbetretene Wege und läßt sich nicht in die Zwangsjacke einer alleinseligmachenden sozialen Doktrin einsperren. Die Entwicklung zum Sozialismus der Armut wurde in Rußland begünstigt durch die dem russischen Volke eigentümliche weitgehende Bedürfnislosigkeit und durch die vierhundertjährige Tradition der Leibeigenschaft, welche die ganze Schwere der bolschewistischen Knechtschaft dem Volke gar nicht in vollem Maße zum Bewußtsein kommen ließ.

Durch diese Ausführungen glaube ich überzeugend gezeigt zu haben, daß der im marxistischen Gewande auftretende Bolschewismus als Gesamtphänomen seinem innersten Kern nach ein spezifisch russisches Gebilde darstellt und als solches auf dem Boden eines westeuropäischen Landes keine Wurzeln fassen kann, da hier die Bedingungen für seine Entfaltung nicht vorhanden sind. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Bolschewismus für Westeuropa keine Gefahr bedeute. Zwar wird er hier niemals als das wirken, was er seinem eigentlichen Wesen nach ist. Es gibt aber viele Erscheinungen, welche nicht durch ihr reales Wesen wirken, sondern durch die Art, wie sie von den Menschen aufgefaßt und gedeutet werden. Das Wunschbild, welches der bolschewistischen Wirklichkeit durch eine geschickte kommunistische Propaganda untergeschoben wird, die Sowjetrußland als Arbeiterparadies darstellt, hat in den letzten Jahren auf die Arbeiterklasse der westeuropäischen Länder verhängnisvoll gewirkt und vielfach Verwirrung gestiftet. Daß die Ansteckungsgefahr auch heute noch besteht, dafür gibt es mancherlei Anzeichen. Um dieser Gefahr entgegenzuwirken, empfiehlt es sich daher, immer wieder die Wahrheit über „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ weitesten Volkskreisen zum Bewußtsein zu bringen.

Die neue Geschichtsauffassung . . . mißt die Größe der Männer und Frauen der Vergangenheit auf allen Gebieten danach, mit welcher Kraft und Vollkommenheit sie Blut und Boden der deutschen Nation erhalten, in welchem Ausmaß sie die hohen Werte germanischen Ehrgefühls geschirmt und wie eine Schöpferkraft das geistige Deutschland gestählt und verklärt hat.

Rosenberg.

Nationalsozialismus und Bolschewismus.

Das heutige Deutschland ist ein nationalsozialistischer Staat. Die Ideenwelt, die uns beherrscht, steht im diametralen Gegensatz zu der Sowjetrusslands. Der Nationalsozialismus ist eine Lehre, die sich ausschließlich auf das Deutsche Volk bezieht. Der Bolschewismus betont seine internationale Mission.

Wir Nationalsozialisten glauben, daß der Mensch auf die Dauer nur glücklich werden kann in seinem Volk. Wir leben in der Überzeugung, daß das Glück und die Leistungen Europas unzertrennlich verbunden sind mit dem Bestand eines Systems unabhängiger, freier, nationaler Staaten. Der Bolschewismus predigt die Aufrichtung eines Weltreichs und kennt nur Sektionen einer zentralen Internationale.

Wir Nationalsozialisten erkennen jedem Volk die Berechtigung seines eigenen Innenlebens nach seinen eigenen Erfordernissen und seiner eigenen Wesensart zu. Der Bolschewismus stellt dagegen doktrinaire Theorien auf, die von allen Völkern, ohne Rücksicht auf ihr besonderes Wesen, ihre besondere Veranlagung, ihre Traditionen usw., akzeptiert werden sollen.

Der Nationalsozialismus tritt für die Lösung der gesellschaftlichen Probleme, Fragen und Spannungen in der eigenen Nation mit Methoden ein, die mit unseren allgemeinen menschlichen, geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Auffassungen, Traditionen und Bedingungen vereinbar sind.

Der Bolschewismus predigt den internationalen Klassenkampf, die internationale Weltrevolution mit den Waffen des Terrors und der Gewalt.

Der Nationalsozialismus kämpft für die Überbrückung und konsequente Ausgleichung der Lebensgegensätze und für die Zusammenfassung aller zu gemeinsamen Leistungen.

Der Bolschewismus lehrt die Überwindung einer behaupteten Klassenherrschaft durch die Diktatur der Gewalt einer anderen Klasse.

Der Nationalsozialismus legt keinen Wert auf eine vorgetäuschte theoretische Herrschaft der Arbeiterklasse, dafür aber um so mehr auf die praktische Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und Lebenshaltung.

Der Bolschewismus kämpft für eine Theorie und opfert dafür Millionen an Menschen, unermessliche Werte traditioneller Kultur und Überlieferungen und erreicht, mit uns verglichen, doch nur einen sehr niederen Standard der Lebenshaltung aller.

Als Nationalsozialisten erfüllt uns die Bewunderung und Achtung vor den größten Leistungen der Vergangenheit nicht nur in unserem eigenen Volk, sondern auch noch weit darüber hinaus. Wir sind glücklich,

einer europäischen Kulturgemeinschaft anzugehören, die der heutigen Welt in so großem Ausmaße den Stempel ihres Geistes aufgeprägt hat.

Der Bolschewismus lehnt diese Kulturleistung der Menschheit ab und behauptet, den Beginn der wirklichen Kultur- und Menschheitsgeschichte im Geburtsjahr des Marxismus gefunden zu haben.

Wir Nationalsozialisten mögen vielleicht in dieser oder jener organisatorischen Frage mit unseren kirchlichen Organisationen nicht der gleichen Ansicht sein. Allein wir wollen niemals Religions- und Glaubenslosigkeit und wünschen nicht, daß aus unseren Kirchen Klubhäuser oder Kintopps werden.

Der Bolschewismus lehrt die Gottlosigkeit und handelt dementsprechend.

Wir Nationalsozialisten sehen im privaten Eigentum eine höhere Stufe der menschlichen Wirtschaftsentwicklung, die entsprechend den Unterschieden der Leistung die Verwaltung des Geleisteten regelt, die insgesamt aber für alle den Vorteil eines höheren Lebensstandards ermöglicht und garantiert.

Der Bolschewismus vernichtet nicht nur das Privateigentum, sondern auch die private Initiative und die Verantwortungsfreudigkeit. Er hat dadurch in Rußland, dem größten Agrarstaat der Welt, Millionen Menschen nicht vor dem Verhungern retten können. Eine solche Katastrophe, auf Deutschland übertragen, wäre unausdenkbar, denn endlich kommen in Rußland auf 90 Landbewohner nur zehn Städte, in Deutschland aber auf nur 25 Bauern 75 Stadtbewohner!

Man könnte dies alles bis ins Endlose fortsetzen. Sowohl wir Nationalsozialisten als auch die Bolschewisten sind überzeugt, daß zwischen uns eine niemals zu überbrückende Weltentfernung liegt. Aber darüber hinaus stehen zwischen uns mehr als 400 ermordete nationalsozialistische Parteigenossen, Tausende weitere Nationalsozialisten, die in anderen Verbänden in Abwehr bolschewistischer Revolten gefallen sind, Tausende an Soldaten und Polizeimannschaften, die im Kampfe zum Schutze des Reiches und der Länder gegen die ewigen kommunistischen Aufstände erschossen und maffriert worden sind, und dann allein über 43 000 Verletzte unserer Partei. Tausende von ihnen sind teils erblindet, teils Krüppel für die ganze Zeit ihres Lebens. Soweit es sich beim Bolschewismus um eine russische Angelegenheit handelt, sind wir an ihm gänzlich uninteressiert. Jedes Volk soll nach seiner Fassung selig werden. Soweit dieser Bolschewismus aber auch Deutschland in seinen Bann zieht, sind wir seine inimigsten und seine fanatischsten Feinde.

Aus der Reichstagsrede des Führers am 23. Mai 1935.

Die Stellung der badischen Grenzmark innerhalb der Vor- und Frühgeschichte Deutschlands.

Von Karl Gutmann.

Wenn wir eine Reliefkarte der Oberrheinischen Tiefebene betrachten, so sehen wir da ein langgestrecktes Becken, umgeben von kräftigen hohen Rändern, die aber an verschiedenen Stellen breite Lücken lassen. Diese erscheinen wie Tore, durch welche Wege oder Ströme nach dem Becken münden. Der auffälligste dieser Durchbrüche ist die Burgundische Pforte zwischen Vogesen und Jura. Sie schafft die unmittelbare Verbindung zwischen Rhein und Rhone durch das Tal des Doubs. Am anderen Ende des Beckens fällt die Senke der Wetterau in die Augen, die bei Frankfurt mit ähnlichen Durchbrüchen der Kinzig und des Mains zusammenläuft und ein breites Tor bildet. Wenig südlich wird der östliche Beckenrand durchstoßen vom Neckar, der das Rheingebiet mit der oberen Donau in Beziehung setzt. In anderer Weise erfolgt diese Verbindung über den Bodensee und den Hochrhein. Im Westen öffnen die Zaberner Steige und das Tal der Nahe Durchlässe, die Anknüpfungen schaffen nach dem Stromgebiet der Mosel. Schließlich wäre noch der Rheindurchbruch bei Bingen und Koblenz zu erwähnen, der ja unmittelbare Beziehungen ermöglicht zum nordeuropäischen Tiefland. Blättern wir nun in unserem Atlas weiter und betrachten wir die Oberrheinische Tiefebene im größeren europäischen Zusammenhang, so ergibt sich, daß sie mit den durch diese Pforten herbeiziehenden Wegen gewissermaßen im Herzen Europas verankert liegt. Die Burgundische Pforte ist lediglich ein Glied der breiten Straße, die vom Golf von Lyon ausgehend durch das Tal der Rhone und Saône führt. Auch der Zaberner Paß und das Tal der Nahe hängen über Saône und Mosel an diesem Wege. Weiter aber öffnen sie das Rheintal für Straßen, die über das Pariser Becken und Westfrankreich von Spanien herkommen. Die gleiche Fernverbindung für das Rheingebiet wird geschaffen durch den Weg an der Nordseeküste entlang, der dann stromaufwärts zu uns gelangt. Das Kinzigtal und die Wetterau ziehen nach den weiten und volkreichen Flächen des Nordens und Ostens und nach dem „grünen Herzen Deutschlands“. Ähnliche Bedeutung kommt dem Mainweg zu, der außerdem noch Beziehungen schafft zu Böhmen und zu der Elbe. In Böhmen führt auch der Donauweg vorbei, dessen verschiedene Verbindungen mit dem Oberrhein wir oben gekennzeichnet haben. Er stellt eine breite Straße dar, die den schwäbisch-bayerischen Gebieten, Ungarn, den nördlichen Balkanländern, ja sogar dem Schwarzen Meere die Möglichkeit gibt, zu uns herüberzuwirken. Der Bodensee und Hochrhein schließlich sind durch die Aare und den Genfer See mit der Rhone und durch

die Alpenpässe mit Italien, besonders mit der lombardischen Tiefebene verbunden.

Es ergibt sich demnach, daß Baden mit den Grenzen Europas durch Naturwege vielfach zusammenhängt. Derartige durch die Oberflächengestalt der Erde vorgezeichnete Wege sind immer auch Wanderstraßen der Völker in bewegten Zeiten. Die rein geographische Betrachtung legt uns die Annahme nahe: wo immer eine Wanderung in Europa anheben mochte, sie mußte naturnotwendig nach der Oberrheinischen Tiefebene zielen oder mindestens ihre Ausläufer dahin entsenden. Besonders klar und augenscheinlich tritt das in der Vor- und Frühgeschichte zutage, als nach dem Abklingen der Eiszeit weite Gebiete Mitteleuropas fruchtbar und wohnbar geworden waren, als aus den klimatisch begünstigten Grenzländern des Kontinents Stämme und Völker auszogen, um neues Siedlungsland in Besitz zu nehmen. Jahrtausende dauerte es, bis sich bestimmte Verhältnisse herausgebildet hatten, bis die Stämme und Völker ihren Siedlungsraum abgegrenzt hatten und zu fester Sesshaftigkeit gekommen waren. Hin und her wogten die Völkerwellen. In der Oberrheinebene, d. h. im Elsaß und in der badischen Grenzmark mußten sich diese Wellen aus den verschiedensten Himmelsrichtungen treffen und schneiden, mußten sie sich friedlich oder feindlich auseinandersetzen. Baden wurde als Vorland östlicher, westlicher, nördlicher und südlicher Siedlungsgebiete erstrebt; es erhielt schon in der Vorgeschichte den Charakter eines Schicksalslandes in ausgesprochener Weise aufgeprägt.

Die hohe Bedeutung der eben gezeichneten Zubringerwege ist rein äußerlich schon erkenntlich an den großen vor- und frühgeschichtlichen Siedlungszentren, die an ihren Einmündungen in die Tiefebene sich stauen oder ausbreiten. Der Burgundischen Pforte ist der Sundgau vorgelagert, der besonders in der älteren und jüngeren Steinzeit lebhaft begangen wurde und seine reiche Bevölkerung auch nach Südbaden abgab. Im Mündungsbereich des Zaberner Weges dehnt sich der Hagenauer Forst aus mit seinen unererschöpflichen Fundstätten aus der Vorgeschichte und mit seinen Ausstrahlungen nach Nordbaden. Nahetal, Main und Kinzigsenke ebenso wie die Wetterau schaffen die Fülle der vor- und frühgeschichtlichen Kulturstätten um Mainz und Frankfurt. Der Einmündung des Neckarweges in die Rheinebene verdanken Heidelberg und Mannheim ihre uralte reiche Besiedlung. Die dichtgedrängten Fundstätten im Bereich des Bodensees und des Hochrheins kennzeichnen die Bedeutung der dort mündenden Wanderstraßen der Völker (vgl. hierzu die vor- und frühgeschichtlichen Karten im Geimatatlas [G. A.] der Südwestmark Ba-

den, Seite 29—31 und die Karten im Atlas von Elsaß-Lothringen, Nr. 4—6).

Die Zusammenballung menschlicher Wohnsitze an den ebengenannten Brempunkten wechselt je nach der Fruchtbarkeit des zuführenden Weges. Hauptsächlich der Südwesten und der Nordosten senden ihren Überfluß an Bevölkerung aus und suchen in unserem Heimatgau Neuland zu gewinnen. Es ist ein gewaltiges Ringen, das sich hier entfaltet und das den Rhein zum Schicksalsstrom Europas macht, ein Ringen, das unendliche Blutopfer verlangt, bis schließlich der Norden den Sieg davonträgt. Verfolgen wir diesen Kampf im einzelnen und lernen wir dabei zugleich die Bedeutung Badens als Vorpostenstellung deutschen Siedlungsraumes kennen!

Schon in der Eiszeit scheint es, als ob am Rhein zwei grundverschiedene Wanderströme sich begegneten (Z. Karte, S. 29a). Zwei Menschenrassen tasten sich in das Gebiet vor: eine, die ihre wichtigsten Kulturstätten in Mitteldeutschland hinterlassen hat, und eine, die aus den südwestlichen Gebieten Frankreichs und aus Spanien zuwanderte. Bestimmt erkennbar ist aber nur diese westliche Welle, die einzelne Zorden durch die Burgundische Pforte und über die Mosel, vielleicht auch über das Mainzer Becken zu uns sendet. Nach dem Abschmelzen der eiszeitlichen Gletscher behauptet sich dieser westliche Zufluß (mittlere Steinzeit, Karte 29a). Ihr Volkstum setzt sich, wie neuerdings immer wahrscheinlicher wird, fort in der Bevölkerung der Pfahlbauer und Michelsberger Leute der jüngeren Steinzeit (Z., Karte 29a, Bildtafel IX, 1—3, 13, 14, 17, 18, 21—25). Sie haftet zäh am Boden, ist durch die ganze Vorgeschichte hindurch immer wieder zu verfolgen. Aber es gelinzt ihr nicht, das Land zu einer Provinz westlichen Siedlungsgebietes und westlicher Kultur zu machen. Sie verfügt zwar über ein reiches Volkstum, hat jedoch zu wenig Widerstandskraft. Darum paßt sie sich den willensstärkeren Zuwanderern aus anderen Gebieten an. Gegen Ende der jüngeren Steinzeit und zum Beginn der Bronzezeit (zirka 2000 v. Chr.) kommt zwar neuer Zuzug aus dem Westen in den Glockenbecher- und Dolmenleuten (Z., Bildt. IX, 5). Wohl sind das stolze kriegerische Eroberer mit adeliger Kultur, wohl kommen sie in verschiedenen Wellen auf den beiden Westwegen heran und dringen selbst bis Mitteldeutschland vor, aber ihnen gelingt noch weniger als ihren Vorgängern, bestimmenden Einfluß und Bedeutung östlich des Rheins zu gewinnen. Ein rascher Vorstoß hat sie in das schon von Nordleuten bewohnte Mitteldeutschland gebracht. Sie erlahmen aber ebenso schnell und gehen im bodenständigen nordischen Volkstum auf.

Auch eine sehr volkreiche Zuwanderung, die in verschiedenen kräftigen Strömen aus den Donauländern über den Neckar- und Mainweg zu uns kommt und weite Landflächen in Besitz und Bebauung nimmt, die handkeramische Zuwanderung (Z., Bildt. IX, 6, 19, 20) tritt zwar in den vorgeschichtlichen Funden unserer Heimat sehr ausgesprochen und bestimmt in Erscheinung, verschwindet aber wieder oder geht in den

nachfolgenden andersgearteten Völkerwellen willenslos auf.

Diese Völker, die alle anderen Zuwanderer anziehen oder auffaugen, kommen aus Nordosten auf dem Wege über die Wetterau und den Main. In Thüringen hatte sich nach der Eiszeit eine eigene Kultur entwickelt. Zeitweise und teilweise war sie unter den Einfluß des donauländischen Kreises gekommen, besonders in ihren Randgebieten. Eine der auf diese Weise entstandenen Mischkulturen, die hauptsächlich um Rössen herum ausgeprägt in Erscheinung tritt, hat ihren Bevölkerungsüberschuß nach Südwesten geschickt. Über Frankfurt, über Hessen kommt dieses Volkstum nach Heidelberg (Z., Bildt. IX, 4) und wandert neckaraufwärts nach Heilbronn. Jede seiner Etappen ist durch charakteristische Stilwandlungen und Anpassungen an Bodenständiges gekennzeichnet. So geht diese Gesittung in ihren äußersten südlichen Ausläufern Mischungen mit Michelsbergern und Handkeramikern ein. Die Rössener Leute erfüllen die Sendung von Stoßtrupps, die sich einsetzen und aufopfern, um dem nachfolgenden Haupttrupp Vormarschwege zu schaffen. Diese zweite entscheidende nordische Welle, die ebenfalls von Thüringen ausgehend den Höhenwegen entlang sich ausbreitet, stolz und selbstbewußt ihre Art betont und behauptet und ihren Einfluß bis tief in die Schweiz hinein nachdrücklich bemerkbar macht, bringt die Kultur der Schnurkeramik (Z., Bildt. IX, 7). Es muß ein reiches Volkstum gewesen sein, das hier nach Südwesten vordrängte, denn es schickte gleichzeitig seine Söhne auch nach Norden, Osten und Süden aus. Sogar in Rußland und Mykene sind seine Einwirkungen deutlich zu spüren. Die Träger dieser Schnurkeramischen Gesittung sind hochgewachsene Menschen mit ganz ausgesprochenem Langschädel und sehr hohem schmalem Gesicht. Über den Rhein dringen sie anscheinend nur in schwächeren Ausläufern, die aber hartnäckig ihre Eigenart zum Ausdruck bringen auch wenn sie sich mit westlichem Volkstum mischen.

Der Westen macht sich zu Beginn der Bronzezeit noch einmal mit einer Nachzüglerwelle bemerkbar. Bei Worms überschreiten diese Westleute, die nach dem dortigen Adlerberg bezeichnet werden, den Rhein und ziehen sich entlang dem Strom auf badischer Seite nach Süden (Z., Bildt. X, 27). Der Westen will noch einmal seine Herrschaft im Rheintal erwerben. Aber von anderer Seite, aus Südosten und Osten drängt ebenfalls eine neue Welle an, die sich besonders in Oberbaden bemerkbar macht und der letzten westlichen Zuwanderung etwas nördlich Stuttgart den Neckarweg verlegt. Inzwischen aber ist der nördliche Kreis in Thüringen und Böhmen so erstarkt, daß er ein kräftiges Volkstum ausschicken kann, das in breiten Flächen das ganze Rheintal besetzt und alle älteren Volkselemente auffaugt. Die Nachkommen der Schnurkeramiker, die ebenso sieghaft und ihrer Überlegenheit bewußt, auftreten, die ihre Toten ebenso in mächtigen Grabhügeln bestatten und damit deren Adel unterstreichen, behaupten die Herrschaft und dehnen sich erobernd bis zu den Vogesen aus. (Z., Bildkarte 29 b.

Bildt. X., 4, 55 6, 8, 9, 12—17, 19, 20, 26, 32, 33.) An weiträumigen Wiesengründen siedeln sie und legen hier ihre eindrucksvollen Hügelfriedhöfe an. Durch sie wird das Rheintal endgültig zu einer Provinz des indogermanischen Bereiches gemacht. Etwa 600 Jahre dauert diese Herrschaft der Nordleute. Dann aber muß irgendwelche Katastrophe eingetreten sein. Wir können heute noch nicht klar erkennen, wieso und wodurch die Führung der Hügelgräberleute im Rheintal erschüttert worden ist. Jedenfalls machen sich von etwa 1200 v. Chr. ab in verstärktem Maße Einflüsse aus der Schweiz, aus Oberitalien auch aus dem Nordbalkan bemerkbar. (Zu., Bildt. X., 1—3, 7, 10, 11, 18, 21—25, 29—31.) Selbst alte, bislang niedergehaltene Kulturen kommen wieder zum Durchbruch, vor allem die Michelsberger und Pfahlbauer. Doch nur vorübergehend dauert dieses Schwanken der Herrschaft. Neue Zuflüsse aus Norden und dem nordisch durchsetzten Osten Deutschlands geben der alten Hügelgräberbevölkerung, die sich auf der Schwäbischen Alb unter beschränkten Verhältnissen tapfer behauptet hatte, neuen Rückhalt und ermuntern sie zur Wiedereroberung des ehemaligen Besitzes. In der mittleren Hallstattzeit (etwa ab 900 v. Chr., Zu., Karte 30a) erhebt sich ihr Reich von neuem, herrlicher und weiter als früher. Jetzt werden die Vogesen überschritten und der Einfluß bis Spanien ausgebehnt. Diese neue dreihundertjährige Herrschaft der Nordleute bedeutet eine „aurea aetas“, eine Zeit des Friedens für Mittel- und Westeuropa. Aber die lange Ruhe wird der Gesittung verhängnisvoll. In allzureichem Glanze und in Uppigkeit beginnt sie zu ersticken. (Bildt. XI.) Aus dem Südosten Frankreichs erhebt sich ein Sturm, der neue Erschütterungen androht. Doch das bedeutet nicht den Ausbruch einer neuen westischen Welle, sondern nur die rückläufige Bewegung der nördlichen Zuwanderung.

Mit dem sieghaften Einbruch der Kelten um 500 v. Chr. (Zu. Karte 30a) und ihrem unaufhaltsamen Vorstoß bis über die Ostgrenze Europas hinaus, erfolgt nur eine Umlagerung der politischen Macht, aber keine blutmäßige Umgestaltung des Volkstums. Die keltische Bewegung war ein gesundes reinigendes Gewitter, welches das stagnierende Leben der Hallstattzeit wieder in Fluß brachte und Bahn schuf für neues. (Zu., Bildt. XII.) Wie ein Gewitter schwoh der keltische Sturm an, ebte aber auch ebenso schnell wieder zurück. Vor dem nordischen Siedlungsraum waren die Gallier stehen geblieben, dort war ihnen der Eingang verwehrt worden. Indem sie dann aber nach kurzer Herrschaft wieder westwärts zu ihrem Ausgangspunkt zurückfluteten, rissen sie wie ein Strudel auch die an den Seiten des Weges liegenden Völker mit und nach. So folgten den Weichenden die Germanen aus dem Norden. Die Kimbern und die Sueben von der Elbe bildeten den Sturmtrupp. Ariovist folgte mit seinen Scharen, ließ hundert Gaue nachkommen und gedachte jenseits des Rheines ein keltisch-germanisches Reich zu begründen. Wäre es germanisch geblieben, oder keltisch-römisch geworden wie die Germanenstämme am Niederrhein? Dem glänzenden Siegeszug setzte der Vormarsch Cäsars ein Ende. Mit

ihm beginnt die drohende Gefahr der Romanisierung germanischen Siedlungsraumes. Das Grenzland Baden wird erneut der Schauplatz weltwendender Ereignisse.

Zwar stößt der römische Imperialismus an der Elbe und im Teutoburger Walde auf unüberwindbare Grenzen, zwar blieb das Kernland germanischer Kraft von Römerherrschaft verschont, aber Baden kam in die fremde Hand. Es schien, als seien die nordischen Zuflüsse ein für allemal abgeriegelt, denn gerade diese Wanderwege hielten die Eroberer unter strenger Bewachung. Nicht von ungefähr schlugen sie ihr Hauptquartier in Mainz auf. Zweihundert Jahre hielten sich die Südländer auf dem rechten Rheinufer und suchten durch ihre Kultur die Lande zu gewinnen, die sie mit dem Schwerte nicht erobern konnten. Unzählig sind die Siedlungen und Anlagen, mit denen sie das Land bedeckten, hoffend, es derart zu einer Provinz des Imperiums zu machen. Keine Gesittung vorher hatte es so verstanden, in solchem Maße ihr Gepräge der Landschaft aufzudrücken. Und doch erhält man vor den Funden den Eindruck, daß die Römer ihrer Herrschaft im badischen Lande nicht recht trauten, daß sie das Land eher als vorgeschobene Stellung, als Glacis, denn als festen Besitz betrachteten. Es hatte eben schon allzu stark die nordische Einwirkung erfahren, als daß es durch Straßen- und Kastellbauten, durch Meierhöfe und Handelsplätze hätte romanisiert werden können. Wie ein Gummiball sich wohl etwas eindrücken läßt, um gleich wieder vorzuschnellen, wenn der Druck nachläßt, so war auch hier der germanische Siedlungsraum nur etwas eingebuchtet, stieß aber sofort wieder vor, als der Angriffsgeist der römischen Legionen erlahmte. Es beginnt der Kampf von anderthalb Jahrhunderten, beginnen die gewaltigen Blutopfer, die dank der unerhörten Ausdauer und dem Siegerwillen der Nordleute, der Nachkommen jener Schnurkeramiker der Steinzeit, schließlich mit der Verdrängung der Südländer und der dauernden Eingliederung Badens in den germanischen Siedlungsbereich endigten. (Zu., Karte 30b, Bildt. XIV, 7.) Auf badischem Boden erfolgte die endgültige Befreiung des germanischen Nordens von römischer Gefahr.

Der hartnäckige Kampf der suebischen Alemannen am Limes und am Rhein ist das einzig geschichtlich faßbare Ringen um die Macht im Oberrheingebiet während der Vor- und Frühgeschichte. Sätten wir nicht die schriftliche Überlieferung des besiegten Volkes, so würden uns die friedlichen Bodenfunde der Zeit kaum die Größe des Kampfes errahnen lassen. Indem wir aber hier ein Beispiel von der Wut und der Hartnäckigkeit des Ringens vor uns haben, müssen wir rückschließend auch in den früheren Jahrtausenden ähnliche schwere und blutige Kämpfe zwischen den verschiedenen Elementen annehmen, die im Oberrheingebiet zusammenströmten. Baden stand stets zwischen den aufeinanderprallenden Völkerwellen. Seine Zugehörigkeit zum nordischen Siedlungsraum war schon vor 4000 Jahren entschieden, aber es hat immer wieder um dieselbe kämpfen müssen. Durch Leiden und Opfer ist diese Zugehörigkeit unauflöslich geknüpft worden.

Der Oberrhein wacht auf. Von Wilhelm Albrecht.

Kulturlandschaft — zunächst ein geographischer Begriff — ist gekennzeichnet durch das vom nutz- und formschaffenden Willen ihrer Menschen durchseelte Gesicht, das die sonst wilde Natur angenommen hat. Je mehr an Kunst und Kunsthandwerk dieses Antlitz durchstimmt und seine Eigenart weiterreicht, an großen Erlebnissen sich in ihr ausdrückt und weiterschwingt in Rausch und Klang gewordener Dichtung, mit der sie über sich wachsend die weitere Volksgemeinschaft formt, desto mehr wird sie zur Kulturlandschaft auch im geschichtlichen Sinne. Dann bemächtigt sich das denkende und überschauende Wissen ihrer gesamten lebendigen Gestalt, zeigt ihre Eigentümlichkeit auf, entdeckt ihre Aufgaben und schafft ein deutliches Bewußtsein ihres Wesens für sie und das Vaterland, eine Stufe, mit der auch der Mensch, wenn er sie bei sich selber erreicht hat, erst eigentlich reif wird für sein nun wirkliches Leben.

Das Sein der Landschaft kann lange dauern, bevor dies Bewußtsein kommt. Die Dichtung der Oberrheinlandschaft ist seit Jahrhunderten so tief zum Mitbestand ganz Deutschlands geworden, daß das Wissen um ihre Eigenart hinter ihrer lebendigen Wirkung zurücktrat. Über die Tatsächlichkeiten des Oberrheins, vor allem die geschichtlich-geographischen Zusammenhänge der Landschaft, ragt aus der Fülle der Einzelschriften das Buch von Friedrich Mez: „Die Oberrheinlande“ (Verlag Ferd. Hirt in Breslau, 1925) hervor, das solide Grundlagen hat und gute Übersicht gewährt. Nimmt man hierzu den jüngst erschienenen gediegenen „Heimatatlas der Südwestmark Baden“ von Karl Gärtner, so gewinnt man ein klares Bild der oberrheinischen Heimat, ihrer geschichtlichen und geographischen Zusammenhänge, in dem nicht schwärmerische Übersteigerung, sondern schlichte Liebe lebendig werden kann.

Im nationalsozialistischen Deutschland aber ist ein höheres Kulturbewußtsein, das seine Verantwortung aus der Geschichte zieht und für die Zukunft einsetzt, wach geworden. Der schöpferische Mensch steht im Mittelpunkt der Landschaft und durch sie hindurch der Nation, er hat die Berufung, nicht mehr als spielende Freiwilligkeit, sondern als wahrhaft sittliche Pflicht, den Geist einzusetzen wie der Soldat den Leib für den deutschen Volksorganismus, dem er sein Dasein verdankt, und hat, wie jener die Erhaltung, als Dichter, Künstler und Denker die seelische Entwicklung, Reife und Fruchtbarkeit des Ganzen auf dem Gewissen. Das Dritte Reich macht also Ernst mit dem „Idealismus“ des Dichterpropheten, mit der Wegweisung des Philosophen, lebendige Tat und nicht mehr Literatur. Am ganzen deutschen Volk, dem Zentrum des Abendlandes, gilt es Leib und Seele gestalten.

Im Offenbarungsreigen der deutschen Landschaften hat Adolf von Grolman mit seinem Buche „Wesen und Wort am Oberrhein“ (Junfer & Dünm-

haupt Verlag, Berlin) diese Tat für das Alemannentum unternommen. Er betont ausdrücklich, daß er kein Handbuch der Literaturgeschichte oder eine literarische Volkskunde des Oberrheins schreiben will, sondern daß es ihm um die reisende Selbstbestimmung der Landschaft und ihre Geltung in Deutschland geht, also um Deutung und Forderung im Tiefsten, was ein Mensch bieten kann: in Dichtung und Geisteshaltung. Aus seinem Werke pulst denn auch überall sein Wille zur Einflusnahme auf das große allgemeine Geschehen, der Wille zur Mitleistung, der Mut zum Einsatz seiner Persönlichkeit, das echte persönliche Ringen mit den Problemen.

Dabei ist es nun merkwürdig und fesselnd zugleich, die Verstrickung zu beobachten, die dieser an allen Mitteln der bisherigen Universitätsgeschichtsschreibung geschulte und dabei doch höchst eigenwillige Exponent des badischen Schrifttums (das ist er durch sein Buch ohne Zweifel geworden) absichtlich und oft auch unfreiwillig verrät. Sie ist geradezu symptomatisch für den gegenwärtigen Entwicklungsstand der Schriftsteller in der badischen Grenzmark, nur ehrlicher und radikaler als bei vielen anderen.

Überall springt aus dem Werke eine leidenschaftliche Abwehr des Nationalsozialismus ins Auge, als dem Inbegriff des „Dynamischen“, dem er die alemannische „Statik“ entgegenstellt. Ganz erfüllt von der Leistung der großen mittelalterlichen Scholastiker, Mystiker, der Humanisten und Moraldichter des Alemannentums, von denen er prachtvolle Charakterköpfe malt, bis herauf zu Zebel, Weinbrenner, Burkhardt, Bachofen, Keller und Meyer, und besetzt von fanatischer Heimatliebe, proklamiert er den Oberrhein mit seiner Statik als „das Schicksal Deutschlands und Europas seit Cäsars Zeiten und bis zum Ende Europas“, als „die ganze Grundlage deutschen geistigen Seins und Lebens“, mit einer Ausschließlichkeit, für die jeder Andersstämmige als „fremdkömmling“ gilt, selbst Goethe (der drolligerweise seine Friederike nicht darum verläßt, weil er sich seine genialische Freiheit erhalten muß, sondern weil sie die alemannische Statik zu wahren hat). Sogar über Hitler noch geht seine Heimatliebe, „das Geschick Europas vollzieht sich nicht in Berlin und München; dort werden die Pläne geschaffen, dort wird das Vorbereitende geleistet, dort weilt die Macht und die Gewalt des Staates; aber es sind die „Linien am Oberrhein“, die gehalten werden müssen“. Grolmans wahrhaft Nietzschescher Mut geht also nicht mit der Nietzscheschen Weisheit einher, daß Befehlen schwerer ist als Gehorchen. Alle Aufopferung um deutsche Not und deutsches Schicksal sind nichts gegen diese „Linien am Oberrhein“, an denen sich das von Grolman mit gleicher Inbrunst gehaftete Zentrum behaglich ansiedeln konnte. Der Alemanne hat eine mystische Sendung für Deutschland und Europa. Sogar „die große Synthese Wien/Paris“ gehört noch mit dazu, auch sie vollzieht sich am Oberrhein.

Man muß Grolman richtig verstehen. Sein Buch ist mit einer starken Gefühlsreaktion geladen, teils auf die Unterschätzung des Alemannentums in Deutschland, teils auf die Führerschaft von Männern aus anderen deutschen Grenzmarken, die ihre Front nicht einmal gegen den Westen kehren, sondern gegen den Süden und den Osten. Er selbst ist dabei durchaus nicht der statische König, sondern ganz der dynamische Bettler, mit der Sehnsucht, diesem Euphemismus für den Teufel im Leibe, aber das Statische als die Ruhe Gottes selbst im Menschen, den Himmel im Innern, die Vereinigung des Yan und Yin, vor sich im Geiste. Was er zunächst als „dynamisch“ abwehrt, ist Geschrei und Geschwätz, alles Dynamit, das überall auf den Straßen liegt und, wo man drauftritt, explodiert; damit hat er aber nichts getan als die Schlafmütze über die Ohren gezogen und Fliegen verscheucht. Seine „Statik“, einen Gefühlsbegriff, nennt der Nationalsozialismus von der völkischen Vernunft her das „Organische“, es ist tiefster Wille des Nationalsozialismus, Verbindung von Persönlichkeit und Geschichte. Diese Statik steht in Burtes Gesicht so gut wie in dem Hindenburgs; freilich besteht bei Grolman ein zarter Verdacht, er könnte mit „Statik“ auch das beschönigen wollen, wovon Burte sagt: „In dene Lüte steckt e Gmuet, ewenig waich am Cherne“, davon können wir in Baden ja auch ein Lied singen; zumal Grolman den Alemannen gar vor die Wahl stellen möchte zwischen „Espirit“ und „Dynamik“. Den ersten hat er selbst, ohne Zweifel, er kann ja Mussert zum Taufpaten seines Buches ernennen, der Badener wird sich mit Gehel bescheiden, er hat weder Talent zur Eitelkeitsversicherung auf Gegenseitigkeit noch zur Verwalzerung. Die ästhetische Schönspielerei hilft uns so wenig wie eine Statik, die aus historischer Gelähmtheit käme. Die wahre Standfestigkeit (Statik) des Charakters, die deutsche Heimat und deutschen Gehalt auf Biegen und Brechen bewahrt, trägt unter sich eine tiefere Dynamik, im Alemannen sowohl wie in seinen Brüdern, den norddeutschen Heidebauern, den Männern der Waterkant (die Alemannen rauchen ja heute noch gerne Bernsteinpfeifen aus ihrer älteren Heimat); Hermann, Widukind, Luther, Bismarck haben mit ihr nicht minder wichtige Entscheidungen ausgefochten. Der Alemanne steht mit seinen Eigenschaften recht wohl in der deutschen Volksgemeinschaft. Nicht Isolierung und unbedingte Bevorrechtung kann seine Forderung sein. Seine Aufgabe ist, dem Beispiel der Pfalz und des Saarlandes, der Westmark wie der Nordostmark, zu folgen und Grenzmark zu sein gegen Süd und West, gegen Emigrantentum und Kriegskapitalismus und gegen politische Ausmünzung göttlicher Werte.

Dieses klare Wort mußte gesprochen werden, denn Grolman hat in der Zielgebung versagt. Man hat oft den Eindruck, er will sich wie ein Dichter durch sein Werk von seiner Wut erlösen. Er ist der deutsche

Dichterempörer aus deutschem Gewissen, göttlicher Verantwortung und heimatlicher Geborgenheit gegen die freischwimmende, freischwimmende Frau Welt. Wie deutsch er ist und wie köstlich überlegen dabei, zeigt sein Kapitel „Deutsche und europäische Aufklärung“. Sein konstruktiver Wille aber führt in die Vergangenheit und nicht in die Zukunft.

Trotz alledem kann man davon sprechen, daß in Grolmans Werk „Der Oberrhein erwacht“. Es entstand ja mit jeder Faser aus dem Urerlebnis der neuen Zeit. In dem Deutschland, das wir überwunden haben, wäre ein solches Buch in seinem Wesen sinnlos geblieben. Der Liberalismus hätte es zur Hebung des Fremdenverkehrs benutzt wie die ganze Volks- und Heimatkunde nebst der alemannischen Woche in Freiburg; das Zentrum zur Werbung für Brüning und seine alten Machtgelüste. Wir aber, gegen die er sich mit allen Manschetten sträubt, jubeln ihm heiß entgegen und erwarten Vollendung von ihm im großen deutschen Reigen. Man kann wohl sagen, in der badischen Grenzmark hat alles, was musisch war, auf dieses Buch gewartet. Nun sammelt es die schöpferischen Geister wenn nicht zur Erfüllung, doch zur entscheidenden Auseinandersetzung mit der geschichtlichen Stunde. Und was gibt es für ein größeres nationalsozialistisches Ideal als diesen heimattrunkenen, seinen Landschaftsgarten Südwestdeutschlands mit geschwellter Brust durchschreitenden Menschen, der von seiner eigenen fruchtbeladenen Schwere im Raume der aus Jahrtausenden her durchseelten, durchstalteten Heimatur ganz erfüllt, in ihrer Gewichtigkeit geborgen, von ihren Visionen durchdrungen, nun verzückt Himmel und Erde in die Schranken fordert und diesen eigenen Besitz, sich selbst und die Heimat, als den Mittelpunkt der Welt empfindet, der als wahrer Quellpunkt aller Kraft schließlich in seiner schöpferischen Statik allem überlegen sein müsse, was da ein großes Getue mache. Was er als andersstämmig unter den Tisch fallen ließ — viele bedeutenden Dichter sind darunter, denen auch der Oberrhein Heimat ist —, wir fügen es ein in das Bild; was er zu hoch gepriesen aus seinen Spekulationen heraus, wir ziehen es wieder ab. Der Oberrhein aber steht als ein kompaktes körperliches Gebilde hinfert vor unserem Willen, er wird seine tiefe Dynamik unter der fälschlich gearteten Festigkeit nur um so mächtiger wirksam machen, er wird zum Volke, zum Bauern finden und nicht über den Dunghaufen stolpern wie dieser Aristokrat, ja den selbst werden wir noch mitreißen, ins Tempo nicht: in den Schwung! Der schöpferische Genius des Oberrheins ist lebendig, der südwestliche Eckpfeiler des Reiches wird stark und unverrückbar sein, das geeinte, zur organischen Ganzheit zusammengeschlossene Deutschland hinter sich, das erste Reich seit Jahrtausenden, in dem der einfachste Volksmann mit seinem Leibe den höchsten Führer deckt. Jeder, der es ernst mit Deutschland meint, muß Gott dafür danken.

Dichtervorlesung in der Schule.

Bericht und Anregung. Von Walter v. Molo.

In meinen Vorlesungen habe ich immer viel Jugend, aber es war doch etwas anderes, als ich zum ersten Male ausschließlich vor Schülern einer höheren Schule las. Da diesmal am Schlusse der Vorlesung nicht die „Honoratioren“ von mir Besitz ergreifen konnten, gab sich die Gelegenheit, mit meinen Zuhörern in eine Unterhaltung zu kommen.

Der Deutschlandsender schlug mir daraufhin vor, ich solle mich in einem Realgymnasium mit dessen Primanern über meinen List-Roman „Ein Deutscher ohne Deutschland“ vor dem Mikrophon unterhalten. Ich sagte zu, aber ich war bestürzt, als mir der Deutschlehrer nach meiner Ankunft mitteilte, jeder Schüler, der sich an der Funkunterhaltung beteiligen würde, habe ein bestimmtes Referat ausgearbeitet, danach er mich ausfragen wolle. Wenn ich nach meiner Schülerzeit Schlüsse zog, konnte das für mich recht gemütlich werden.

Wir begannen etwas steif unsere Unterhaltung, um gewissermaßen bereits in Schwung zu sein, wenn das Mikrophon angestellt wurde. Der eine hielt sein Referatblatt vor sich hin und fragte: „Haben Sie Ihren List in vielen Stücken frei gedichtet oder ist alles genau nach historischen Quellen gearbeitet?“ hätte ich beleidigt geantwortet: „Selbstverständlich habe ich Lists Leben, seine Umwelt und seine Schriften eingehend studiert“, so wäre das für die Fortführung des Gespräches nicht günstig gewesen. Ich ging kameradschaftlich auf die Frage ein und erklärte, was ein historischer Roman ist. Der Frager ließ ab. Hierauf wollte aber ein anderer wissen, ob ich die Frau und die Kinder Lists „erfunden“ hätte, oder ob Aufzeichnungen über seine Familie vorhanden seien. Gleich darauf meinten einige: „Woher wissen Sie, daß die eine Tochter so war und die andere sich so in der oder jener Situation benahm, wenn Sie diese Situation erdichtet haben?“ Ich erwiderte, daß der Charakter eines Menschen sehr wohl Rückschlüsse erlaube, wie er sich in der oder jener Situation benehmen würde, danach seien manche Abschnitte gestaltet, da für jedes Detail nie Material vorliege. Ich sprach von der inneren und äußeren historischen Wahrheit, erinnerte an Schillers Satz, daß der Dichter die historische Wahrheit hintansetzen dürfe, um das Interesse an seinem Gegenstande zu erhöhen. Da stieß einer seinen nächstsitzen Kameraden an, das sollte heißen: „Paß auf, jetzt bring' ich ihn in die Enge!“ Er sagte: „Das mag richtig sein, aber dann ist Ihr Roman eben in diesen Stellen nicht historisch.“ Nun lockerte ich meine Geduld und erklärte: „Wissen Sie, für solche Fälle wird es am besten sein, da Sie offensichtlich das Zeug in sich haben, ein so großer Mensch wie List zu werden, sobald Sie verheiratet sind, alles mitzutenographieren, was Ihre Frau und Ihre Kinder bei irgendeiner Gelegenheit sagen. Dann kann nach Ihrem Tode der Dichter, der Ihr Leben gestalten will, an Hand

Ihrer genauen Aufzeichnungen leicht einen schönen historischen Roman schreiben.“ So eine Unterhaltung ähnelt leicht einer Art Gladiatorenkampf.

Jäh verstummte das Gelächter: wir hatten alle nicht bemerkt, daß das Mikrophon inzwischen angestellt worden war. Jetzt kam etwas Sonderbares. Von dem Augenblicke an, da die Jugend wußte, sie würde von vielen gehört, begann sie schrecklich höflich und akademisch zu sprechen. Ich brachte bald wieder Leben in die Sache, indem ich zum blaffen Entsetzen einiger bemerkte: „Wenn Ihr Euch jetzt plötzlich wie alte Spießherren benehmt, dann werden die, die uns nun zuhören, über Euch lachen. Sollte aber einer“, fuhr ich fort, „von Euch kein anderes Interesse haben, als mich durch Fragen in die Enge treiben zu wollen, dann hätte er früher aufstehen müssen. Wenn Ihr also vor Euren Eltern oder Tanten oder Freundinnen, die nunmehr Euren erhabenen Ausführungen lauschen, auf meine Kosten glänzen wollt, dann bitte ich zu überlegen, daß für Euch die Angelegenheit furchtbar billig ist, ich aber trage meine Haut zu Markte, denn auf mich passen jetzt die Kritiker auf. Ihr habt es also Euch selbst zuzuschreiben, wenn ich scharf zufasse, sobald ich diese edle Absicht bei Euch spüren sollte. Wir sind da, damit wir voneinander lernen, andere mitanregen — alles Selbstgefällige hat auszuschneiden.“ Nun waren wir in einem ausgezeichneten Verhältnis, und es gab eine vernünftige Unterhaltung. Die jungen Leute vergaßen ihre Referatzettel, und als das Mikrophon abgestellt war, blieben wir fast noch eine Stunde am Tische sitzen und unterhielten uns zwanglos weiter.

Die Öffentlichkeit bleibt nach meiner Erfahrung von solchen Unterhaltungen am besten ausgeschlossen; man überträgt ja auch den Schulunterricht nicht.

Einmal wurde ich von einem Realgymnasium aufgefordert, in der Aula vor den Schülern und deren Eltern zu lesen und nach Schluß der Vorlesung Fragen der Eltern und Schüler zu beantworten. Erst sprach der Direktor einleitende Worte, dann las ich und hierauf kamen die Fragen. Von den Eltern rührte sich niemand, die jungen Leute fragten lebhaft und sehr Flug, fast durchaus auf das Wesentliche zielend. Sie nützten merklich die Gelegenheit, über vieles Auskunft zu holen, was sie von ihrer Deutschstunde her beschäftigte. Einige wollten wissen, in welchem Alter ich zu schreiben begonnen, was mich zu dem oder jenem Buche angeregt habe, ob ich als Dichter etwas von meinem Studium als Diplom-Ingenieur habe brauchen können, warum ich noch nie einen Roman der Technik geschrieben habe usw. Andere erkundigten sich, ob Gedichte von Leuten, die bereits vor mehr als 100 Jahren zweitrangig waren, in ihrem Lesebuch stehen sollten. Ich ließ mir die Namen der Autoren nennen, welche die Fragenden anscheinend nicht besonders liebten, und daraufhin ergab sich die grundsätzliche Auseinander-

setzung, ob Dichtung der Lebenden überhaupt ins Lesebuch gehöre, was stürmisch bejaht wurde. Ich machte auch auf hier mögliche Fehler aufmerksam. Es kam ein nachdenklicher Augenblick, als ich sagte: „Ich weiß gar nicht, ob es das richtige ist, daß ich vor Euch spreche. Wenn ich denke, ich hätte in Eurem Alter erlebt, daß ich die Freiheit gehabt hätte, mich mit einem Dichter in meiner Schule zu unterhalten, ihn ausfragen zu dürfen, so wäre vielleicht die gegenteilige Wirkung geschehen, die wir jetzt von unserer Veranstaltung erhoffen.“ Ich könne mir gut denken, daß die Dichter, die einem in der Schule vorgesetzt werden, später darunter zu leiden hätten, denn z. B. ich brauchte Jahre, bis ich zu den Klassikern wieder hinsand, die mir in meiner Schulzeit durch die trockene Art, wie sie uns damals vorgetragen wurden, verleidet worden waren. Ich wurde beruhigt, wir kamen zu einem nützlichen Vergleich des früheren mit dem Zeitigen.

Man tut gut daran, den jungen Menschen aufrichtig von seiner eigenen Jugendzeit zu erzählen, das schließt die Gemüter auf — aber man muß ganz strenge wahrhaft sein und unempfindlich nach außen. Dann wird es sehr aufschlußreich, die verschiedenen Charaktere zu beobachten. Auch der Dichter lernt von diesen für ihn zumeist recht anstrengenden Veranstaltungen viel.

Als wir untersuchten, wie über Klassiker unterrichtet werden solle, beteiligten sich auch einige Lehrer. Die Aussprache ging ruhig und sachlich vorwärts, so daß es uns allen leid war, als abgebrochen werden mußte.

Ich habe auch manche Schülervorstellung meiner Stücke in Gymnasien und Realgymnasien erlebt. „Friedrich Staps“, das deutsche Volksstück, und „Infant der Menschheit“, das Schiller-Drama, wurden in verschiedenen Anstalten von Schülern zu wohlthätigen Zwecken zur Aufführung gebracht. Ich war stets von der unerhörten Zingabe der jugendlichen Akteure freudig überrascht. Bei den Schülervorstellungen besteht freilich für manchen die Gefahr, daß er zu überheblichem Dilettantismus verführt wird. Aber von denjenigen, die den „Infant der Menschheit“ spielten, mit einer solchen Intensität, wie ich sie bei diesem Stück in keiner Aufführung eines öffentlichen Theaters erlebte, hat sich keiner eingebildet, er sei zum Schauspieler geboren, ungeachtet wirklich ausgezeichnet gespielt wurde. Es blieb nur ein einziges Mal eine Darstellerin stecken, und die war — eine Schauspielerin von Beruf.

Auch nach diesen Vorstellungen ergaben sich Gelegenheiten zu Aussprachen, aber diese gediehen zumeist nur dazu, über Kritik und Publikum zu sprechen; sie waren leeres Stroh, da die Darsteller noch von ihrem Spiele zu erregt waren, um sich schnell umkonzentrieren zu können.

Einmal war in einem literarischen Verein nur ganz wenig Jugend erschienen. Die Erklärung war da, als mich der Leiter einer Anstalt nachher bat, ich solle am Tage darauf bei ihm in der Aula vor seinen Schülern lesen, er würde die anderen Schulen verständigen, damit sie früher schloßen und auch ihre Schüler in seine Aula schickten, er habe seinen Schülern eine solche Veranstaltung versprochen. Ich sagte zu, denn ich merkte, dieser Mann will Jugend ohne den Einfluß älterer mir gegenüberstellen. Diese Vorlesung ist eine

meiner schönsten Erinnerungen. Ich sah mit großer Freude am nächsten Mittag, wie die Züge der Schüler der anderen Anstalten gleich wißbegierigen Strahlen in das Portal einströmten. So etwas schafft große Aufgeschlossenheit im Dichter. Der Direktor wies erst darauf hin, daß sie jetzt Gelegenheit hätten, Fühlung mit einem Menschen zu gewinnen, der vom Anfange seines Wirkens an sich um das Heldische im Menschen gekümmert habe. Ich las aus dem „Fridericus“, aus der „Luise“ den Kriegsrat des Freiherrn vom Stein, aus dem „Volk wacht auf“, aus dem List-Roman und aus dem Grenzland-Roman „Solunder in Polen“. Die Unterhaltung nachher, die nur 20 Minuten dauern konnte, wegen des nachmittägigen Unterrichts, gehört zum Anregendsten, was ich mit Schülern erlebte. Diese Jugend wußte, daß sie von uns älteren Erfahrungen nehmen soll, wie wir uns durch die Jugend in unserer Aktivität und in unserem Glauben stärken.

In letzter Zeit häufen sich die Vorlesungen in Schulen. So bat mich ein Deutschlehrer, als ich in einer großen norddeutschen Stadt Vorlesungen hatte, zu sich in seine Anstalt, damit ich mich mit einigen 30 Schülern, die er ausgesucht hatte, unterhielte. Ich las ein kurzes Stück aus dem Schiller-Roman und begann die Aussprache, indem ich vom Schiller-Roman auf Schillers Leben und von da auf den Zusammenhang des Dichters mit dem Leben überhaupt leitete, zum Schöpfersischen in jedem Stand und Beruf. Ich ließ nicht locker, bis die jungen Leute aus sich hervorkamen.

Wenn eine Dichtervorlesung Sinn haben soll, gibt es nur eines: der Dichter muß vollkommen hinter sich zurücktreten, er muß als Kamerad zu den jungen Leuten sprechen, sich kühn ihren Pfeilen darbieten, er muß sie sogar herausfordern, Lust dazu haben, sich im Kampfe zu zeigen, sich vor Skeptischen zu bewähren, in dieser Stunde nachzuweisen, ob er etwas ist oder nicht. Man muß ein Kämpfer sein, sonst hat man nach meiner Auffassung der Jugend wenig zu sagen. Die Unterhaltung muß ferner so geführt werden, daß sie stets den Zusammenhang aller Dinge zeigt, ohne jeden Dünkel, aber auch ohne jede Anbiederei. Eine derartige Aussprache mit ausgewählten Schülern ähnelt dann einer Deutschstunde, die man abhalten kann, sobald man sich als „zuständig“ erwiesen hat. Man kann in Einzelheiten gehen, die Werke anderer, am besten nicht von Zeitgenossen, zum Vergleich heranziehen, über sie und ihren Stil, über Sprache und Volkstum sprechen, vergleichen, zeigen, was deutsch, was dieser oder jener Landschaft eigen ist, wie jeder von seiner Zeit abhängt, was Persönlichkeit, Form, Komposition usw. ist. Nie aber darf man seine eigene Meinung aufdrängen wollen. Ich will nie beeinflussen, ich will immer nur eine Art Schlüssel geben, mit dem sich die Schüler durch persönliches Erleben leichter als sonst die Dichtung unseres Volkes aufzuschließen vermögen.

Ich las einige Wochen später vor Abiturienten von zehn Anstalten und hatte eine 2/3stündige Unterhaltung mit diesen die Schule Verlassenden. Da sich auch meine 30 Getreuen, von denen ich vorstehend sprach, im Auditorium befanden, ging die Debatte diesmal sehr schnell los. Erst der an sich sehr richtige Hinweis des Anstaltsleiters, daß ich mich endlich schonen solle, denn

ich war seit früh 5 Uhr unterwegs gewesen, veranlaßte den Abbruch der außerordentlich aufschlußreichen und lebhaften Unterhaltung, die sich am Ende ganz den religiösen Problemen zugewendet hatte.

Ich fordere zumeist am Ende auf, mir zu schreiben, wenn mich jemand noch etwas zu fragen hat. Einige schreiben, mit denen bleibe ich oft in Verbindung. So sind viele meiner Schülerbekannten inzwischen Doktoren, Kaufleute, Beamte, Ingenieure, Ehemänner und Väter geworden.

Manche greifen in ihrem ersten Brief heftig an, das sind zumeist diejenigen, die sich vor ihren Kameraden nicht herausgewagt haben, und nun stechen sie grimmig zu, nicht in den lebenswürdigsten Formen, um auf diese Art mich zu ausführlicher Erwiderung zu treiben. Soweit es meine Zeit erlaubt, habe ich noch jedem geantwortet und keiner hat sich über mangelnde Aufrichtigkeit von mir zu beschweren gehabt. Aufrichtigkeit fordert vor allem die Jugend! Aus manchen Widersachern ist ein Freund geworden.

Wenn ich meine kurzen Andeutungen zusammenfasse, so komme ich zu dem Schluß, ich halte Dichtervorlesungen in den Schulen für außerordentlich wichtig und ebenso für unerlässlich, daß es nicht bei der Dichtervorlesung bleibt, sondern daß ein kleiner Kreis sich nachher mit dem Dichter über das Gehörte unterhält. Zu dieser Diskussion soll aber nicht jeder Zuhörer der Vorlesung gezwungen werden. Die Aussprache findet am besten in einem anderen Raume der Anstalt statt. Dies scheint mir deshalb nötig, damit diejenigen, die nicht bleiben wollen, sich ohne Harm entfernen können.

Es geschehen Fragen wie: „Warum haben Sie erlaubt, daß Ihre Tochter zum Film geht?“, eine an sich gar nicht dumme Erkundigung, wenn man die Hintergründe richtig aufleuchten läßt. Oder wenn ich sagte: „Wie stellt Ihr Euch vor, daß ein Dichter eine Deutschstunde abhalten sollte?“, so erfolgte einmal die Antwort: „Anders als bei uns!“

Das muß ertragen und gründlich und ohne Wehleidigkeit von irgendeiner Seite untersucht werden; in diesen und ähnlichen Fällen wird der Dichter zum Vermittler zwischen Lehrer und Schüler. Ich meine, derartige offene Aussprachen erhellen auch dem Schulmann manches. Ein nicht geringer Gewinn ist auch das Kennenlernen von Schulmann und Dichter.

Das Schwierigste wird immer sein, daß nicht jeder zu solchen Unterhaltungen geeignet ist. Zur Begründung erzähle ich Nachstehendes: In der gleichen Anstalt, in

der ich die Diskussion über den List-Roman vor dem Mikrophon hatte, sprach acht Tage nach mir ein anderer Dichter über sein Werk. Das Mikrophon mußte fünf Minuten nach Beginn abgestellt werden, weil es zu einem großen Krach gekommen war; der Dichter hatte auf eine wahrscheinlich nicht sehr höfliche Frage erklärt, der Frager sei viel zu dumm, um ihn zu verstehen, er solle erst älter werden. Da war natürlich die Unterhaltung am Ende.

Ich habe auch in Lagern des Arbeitsdienstes gelesen und dort die dankbarsten Zuhörer gefunden; aber ich konnte es nicht dahin bringen, daß nachher eine Unterhaltung in Gang kam.

In früheren Jahren, als ich Vorsitzender der Dichterkademie war, machte ich den Versuch, nach Universitätsvorlesungen von Mitgliedern unserer Akademie, Studenten einzuladen, deren Auswahl allerdings den Professoren überlassen bleiben mußte. Die Akademiker sollten sich mit diesen Studenten im Akademiegebäude unterhalten, diese sollten an uns Fragen richten. Diese Veranstaltungen haben sich in keiner Weise bewährt und unterblieben bald. Die Studenten waren fast durchaus verschraubt und überintellektuell; der Vergleich fällt sehr zugunsten der Schüler der höheren Schulen aus. Ein Germanistikstudent z. B. brachte es zuwege, die Frage zu stellen, ob es für den Dichter wichtiger sei, ein Werk zu schaffen oder ein Kind zu zeugen.

Man darf niemals auf Dank rechnen, man darf sich nicht aufplustern, man muß ganz dingsfächlich reden, ohne jede Eitelkeit, mit großer Geduld, aber auch, wenn nötig, mit verantwortungsbewusster Energie. Nur dann kann man der Jugend ein Vorbild zeigen und dadurch für Dichtung werben, anders nicht. Anders läßt man besser die Hände von diesen schönen, aber schwierigen Dingen.

Für mich war es stets der beste Dank, wenn mir einer schrieb, sein Urteil und das seiner Mitschüler sei gewesen: „Endlich mal ein Mensch!“ Oder wenn ein anderer mir mitteilte: „Noch vor zwei Jahren dachte ich überhaupt nicht an Literatur, das ist jetzt, nachdem Sie mit uns sprachen, ganz anders geworden.“

Lebensnähe ist der Wunsch aller Jugend. Es muß zwischen dem Leiter einer Dichterstunde und den Teilnehmern eine innere Beziehung von Anfang an da sein, auf der sich die Aussprache aufbauen kann.

Die Jugend muß Vertrauen gewinnen, sonst äußert sie keine Ansichten, die eine Dichterstunde fruchtbar machen.

Der alte Hut. Von Gottfried. Köhlw.

Seit der Baumaterialienhändler Leonhard Niebler aus Spiegelberg drinnen in der Stadt ein Mädchen kennengelernt hatte, das sich, auffallend gekleidet und geschminkt, gern auf der Straße sehen ließ, hinderte es ihn mit einemmal, daß seine Frau Anna die bisher gemeinsame Kasse

stets mit beiden Augen in Obhut hielt. Er trachtete deshalb bei jeder Handelsgelegenheit darnach, die eine oder andere Banknote für sich auf die Seite zu bringen. Da er aber wußte, daß Anna, eine sparsame und für die Kinder treubeforgte Mutter, auf Sauberkeit und Ordnung im Hause hielt und deshalb gern in allen

Winkeln stöberte, erschien im weder die alte Ofenröhre in der Dachkammer, wo nie geheizt wurde, noch die alte Pappschachtel, in der die Totenkränze für Allerheiligen aufbewahrt lagen, als ein genügend sicheres Versteck.

So fielen seine Augen nach langem Überlegen schließlich auf einen alten Hut. Ehemals von grüner Farbe, war er jetzt ganz vergilbt, und sowohl der überall abgegriffene Filz, als auch etliche Löcher sprachen dafür, daß er einst viel getragen wurde. Damals war Leonhard Niebler noch Jagdgehilfe gewesen, aber seit er durch Einheirat Baumaterialienhändler geworden war, lag der Hut unbenutzt in der Kastencke. Plötzlich jedoch hatte er wieder einen Zweck. Leonhard steckte nämlich zwischen das Schweisleder und den Innenrand des Filzes, wo man bei zu großer Weite oft Papierstreifen einlegt, jene Banknoten, die er um des Mädchens in der Stadt willen entwendet hatte. Dabei dachte er ganz richtig; denn da der alte Hut nie getragen wurde und deshalb jedes Ausbürsten unnötig war, beachtete ihn Frau Anna nie und ließ ihn unberührt in der Schrankecke liegen.

Indessen hatte sich im Hut bereits ein hübscher Schatz angesammelt, der in der nächsten Woche, in der Leonhard wieder in die Stadt zu fahren beabsichtigte, eine gute Grundlage für einen schönen Tag werden sollte. Aber da kam, während Leonhard gerade nicht zu Hause war, ein Handwerksbursche zum Betteln. Weil sehr schlechtes, regnerisches Wetter war, bat er um einen alten Hut.

„Sehen Sie mich nur an“, sagte er zu Frau Anna, „wie eine gebadete Maus schau ich aus. Hinten und vorn läuft es herab wie von einer alten Hütte, die keine Dachrinne hat.“

Wahrlich, er übertrieb nicht.

Er hatte seinen Hut auf der Wanderung verloren, und so hingen ihm die Haare in langen, nassen Strähnen ins Gesicht, und das Wasser lief ihm beim Hemdfragen unter die Topppe, als stände er unter einer immerwährenden Dusche.

Der durchnäste arme Mann tat der Frau sehr leid, und da ihr sofort der alte nichtsnutzige Hut einfiel, der noch immer in der Schrankecke lag und den ihr Mann doch nie mehr aufsetzte, holte sie ihn und gab ihn dem Bettler.

Jedermann kann sich den Schrecken des Leonhard Niebler denken, als dieser bei seiner Heimkehr von dem versenkten Hut hörte. Dennoch suchte er nicht zu verraten, was er darin verborgen hatte, sondern sagte nur, allerdings in sehr aufgeregtem Ton:

„Wie kommst Du dazu, ohne mich zuerst zu fragen, ein Andenken an eine vergangene Zeit dem nächsten Lumpen zu schenken, der ins Haus kommt? Man sollte Dir den alten Hut hundertmal um den Kopf schlagen, damit Du sobald nichts mehr anrührst.“

Nach diesen Worten schlug er auch schon die Tür hinter sich zu und rannte auf die Straße, als wollte er den Hut zurückholen und seine Worte verwirklichen.

Tatsächlich fragte er auch in allen Nachbarhäusern, ob man den Handwerksburschen mit seinem ehemaligen Jagdhut nicht gesehen habe und da man den Bettler bald da, bald dort erblickt hatte, fand Leonhard immer

sicherer den Weg hinter dem Wanderer her und traf diesen schließlich in einem benachbarten Dorf, das, etwa eine halbe Stunde von Spiegelberg entfernt, jenseits eines Flusses lag.

Der Bettler saß an einem ungedeckten Holztisch im Wirtshaus, hatte ein Glas Schnaps vor sich und schien sich, da er noch immer ganz durchnäst war, etwas aufwärmen zu wollen. Doch Leonhard achtete gar nicht auf den Zustand des Handwerksburschen, seine Augen waren nur auf den alten Hut eingestellt. Da ihn der Bettler jedoch nicht auf dem Kopf trug, nicht neben sich liegen hatte und der Hut auch an keinem Saften zu erblicken war, fragte Leonhard den Handwerksburschen, wo er denn jenen Hut hätte, den ihm die Frau des Baumaterialienhändlers Niebler vor einigen Stunden geschenkt habe.

„Ach, Herr“, sagte der Bettler mit einer geradezu klagenden Stimme, „es ist ein wahres Kreuz mit mir. Kaum hatte mir die gute Frau den Hut geschenkt und ich freute mich recht über das Dach über mir, da riß mir ein plötzlicher Wind den Hut vom Kopf, gerade als ich über die Brücke ging, und der Hut flog ins Wasser. Ich hatte leider keine Stange, ihn wieder herauszufischen, aber ihr müßt den Hut noch finden, wenn ihr etwas am Ufer entlangliefet. Das Wasser hat ja einen sehr trägen Gang und der Hut kann noch nicht allzuweit gekommen sein.“

So lief also Leonhard Niebler am Ufer entlang, umbog in überstürzter Eile die Erlenbüsche, die sich ihm da und dort in den Weg stellten, und ließ sich weder durch Regen und Wind, noch durch den glitschigen, oft sumpfig gewordenen Weg an seiner Eile hindern. Was lag an nassen Stiefeln, was an durchnästen Kleidern, wenn er den Hut mit den versteckten Banknoten wieder finden konnte? Hatte ihm der Zufall schon so weit geholfen, daß der Wind dem Handwerksburschen das wertvolle Stück vom Kopf raubte, was sollte er da nicht alle Mühe einsetzen, das Verlorene wieder zu erhalten.

Wirklich war sein Lauf am Ufer entlang auch nicht umsonst, denn als er eben eine freie, nirgends von Bäumen bestandene Stelle passierte, sah er den alten Filz auf dem Wasser schwimmen.

War das eine Freude für Leonhard!

Der Hut, der Hut! Es war ihm, als hielte eine unsichtbare Hand den Hut mit den Banknoten aus dem Grund herauf und schrie ihm zu: „Da, da! Pack ihn doch endlich! Ich habe ihn Dir lange genug aufbewahrt!“

Nun war das Packen aber gar nicht so leicht, wie es anfangs schien. Ein Ding kann oft in der größten Nähe scheinen und doch nicht zu erreichen sein. So war es auch hier. Denn der Hut schwamm gerade in der Mitte und blieb dort, wo sich der Flußlauf zu einem breiten Tümpel verstaute, fast reglos liegen. Zudem aber drohte er, durch den langen Aufenthalt im Wasser sehr schwer geworden, jeden Augenblick zu versinken.

Die freudige Stimme, die Leonhard gleich anfangs zu hören glaubte, hatte nun plötzlich einen anderen Ton: „Packen möchtest ihn? Wenn Du könntest! Zaha!“ Leonhard sah nach allen Seiten, ob er nirgends eine Wiesenstange oder sonstwie einen langen Gegenstand entdeckt, mit dem er den Hut aus der tiefen Mitte

befreien könne. Er brach etliche lange Erleäste von den Bäumen, doch sie blieben viel zu kurz. Das einzige Mittel, den Gut zu erreichen, schien ihm ein Kahn zu sein; bis er jedoch wieder nach Spiegelberg, ungefähr eine Stunde, zurücklaufen könnte, würde der Gut sicher in der Tiefe versunken sein.

So lag also der Gut nah und doch unerreichbar vor ihm und diese unüberbrückbare Nähe wurde immer schmerzlicher; ja, sie machte Leonhard, je deutlicher er sich die einzelnen Banknoten im Gut vorstellte, immer nervöser, unruher, rasender. Denn an ihnen hing all das Glück der nächsten Woche, in der er aus seinem bürgerlichen Alltagsleben in einen Kausch untertauchen wollte. O, wie schön war dieses Mädchen, das er in der Stadt kannte! Diese Augen, die ihm das Blut in den Adern erschütterten, dieser schwellende Mund, diese runden, sanften Schultern, diese weiche, zarte Gestalt. Immer deutlicher sah er das Mädchen vor sich, sah ihre seidnen Strümpfe, die kleinen, hohen Stöckelschuhe, alles, alles, während drüben in der Mitte des Flusses der Gut immer tiefer und tiefer zu sinken schien. Da sprang Leonhard Niebler, nachdem er sich rasch entkleidet hatte, in den Fluß, um gegen die Mitte zu schwimmen und den Gut, in dem sein ganzes, neues Leben zu stecken schien, herauszureißen. Aber er war kaum im Wasser und der Grund entschwand seinen Füßen, setzte ein jäher Wind ein und pfiß über die spritzende Flußweite, auch regnete es stärker noch als zuvor, so daß er durch die plötzlichen Böen kaum hindurchsehen konnte, als hätten sich unsichtbare, lauende Dämonen mit einem Male gegen Leonhards Mut verschworen.

Siehe, dort drückten die Wellen den Gut, der ohnehin kaum mehr herausragte, auch schon in die Tiefe.

Doch Leonhard, wenn auch sehr erschrocken, ließ sich nicht abbringen und erreichte trotz Wind und Regen die Mitte. Wenn er den Gut auch eine Weile nicht mehr sah, er lag doch plötzlich wieder da und — schon hatte ihn Leonhards Sand frampfhaft erfaßt.

Allerdings hatte der Schrecken, der ihn beim Einsetzen des jähen, kurzen Unwetters erfaßte, seine Kräfte derart geschwächt, daß er zum Weiterschwimmen allen Lebenswillen aufbieten mußte; er fühlte sich immer schwerer und schwerer werden, als müßte er jeden Augenblick in die Tiefe sinken.

Aber er hatte ja den Gut in der Sand, den Gut!

Welch ein sonderbares Gesicht jedoch machte Leonhard Niebler, der doch am erreichten Ufer hätte aufjauchzen können, als er in das Innere des Gutes blickte und nach den Banknoten greifen wollte. Alles — war — leer . . .

Der Sandwerksbursche, ein schlauer Kunde, hatte den ausgeraubten Gut selbst in den Fluß geworfen, um sich vor jeder Verfolgung zu schützen. Als Leonhard erboßt in das Wirtshaus zurückeilte, um dem Lügner das Geld abzunehmen, war der Sandwerksbursche verschwunden, und niemand wußte anzugeben, wohin er gegangen war.

So blieb Leonhard also doch um alles betrogen, und dafür hätte er beinahe sein Leben eingebüßt; eingebüßt um — nichts.

Diese Erkenntnis dämmerte um so mehr in ihm, als er, durch das gefährliche Bad recht nüchtern geworden, zu denken anfang.

Wie wäre es jetzt, wenn er ertrunken wäre? Er läge tot da, seine Frau und seine Kinder ständen weinend und untröstlich um ihn herum, sie hätten ja keine Ahnung, weshalb er ertrunken wäre; sie sähen in ihm den ehrlichen Gatten und den besorgten Vater . . . während drinnen in der Stadt das Mädchen am Arm eines anderen nach Hause ginge.

Versonnen sah Leonhard in den Gut. Ja, der Gut war leer, ganz leer geworden, alles neue Leben war in diesen Stunden in die Tiefe versunken, und was er gerettet hatte, war wirklich nur — der alte Gut.

Aber es war der alte Gut, das freute ihn jetzt, er setzte ihn, obgleich er noch schwer und durchnäßt war, auf den Kopf und ging damit nach Hause.

Gans Schwarz: Der Jugend.

Die Fahne haltet rein! Der Segen Tuch
Zerfällt wie ihr, unsterblich aber lebt,
Was sie in eure Hände gab! Verhört
Den hellen Ruf nicht, wenn die Fahne rauscht,
Die Treue will, um die noch viel Gericht
Im Volke sein wird! So man euch erkennt
An eurer Fahne, haltet stand! Sie ist
Noch splitternd heilig, und kein Schmutz entstellt
Sie so wie Feigheit! Eure Fahne wird
Wie eure Seele sein!

Aus „Götter und Deutsche“, W. G. Korn Verlag, Breslau.